

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

84.

Donnerstag, am 14. August 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

in Bezug auf...
Eine Criminalgeschichte.

Furcht und Entsetzen herrschten in dem kleinen Landstädtchen L. am Morgen des 13. September 18—; denn eine abscheuliche, unbegreifliche That war geschehen und so eben entdeckt worden, eine That, die in diesem abgelegenen, selbst von den Gräueln des Krieges verschont gebliebenen, friedlichen Winkel Deutschlands seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Nämlich ein Mord, und zwar im Innern eines wohlverschlossenen Hauses, ohne Einbruch oder gewaltsame Mittel und Waffen, und ohne daß die nächsten Umgebungen die entsetzliche That gewahr geworden waren. Die biedere Hausfrau, glückliche Gattin und geliebte Mutter, die am Abend vorher noch im Kreise der Ihrigen sich ihres ungetrübten Lebens gefreut, mit laut ausgesprochenem Dank gegen Gott sich zur Ruhe gelegt hatte, war am andern Morgen todt im Bette gefunden worden, das ganze Gesicht blau, die Augen schreck-

lich verdreht. Ihr in derselben Kammer schlafender Gatte, gewohnt, von der thätigen Hausfrau geweckt zu werden, sobald der Kaffee auf dem Frühstückstische dampfte, hatte sich an diesem Morgen, verwundert über das Unterlassen dieser jahrelang befolgten Gewohnheit, endlich ohne Ruf zum Frühstück erhoben, und sich bereit gemacht, seiner, wie er glaubte, schon im Wohnzimmer harrenden Frau zu folgen. Beim Herausgehen aus der Schlafkammer hatte er unwillkürlich einen Blick auf das an der andern Wand stehende Bett geworfen, und hierauf einen so durchdringenden Schrei ausgestoßen, daß seine drei Kinder, ein Mädchen von sieben Jahren und zwei Knaben von sechs und vier Jahren, das Dienstmädchen und die seit drei Monaten zum Besuch im Hause lebende Stieffchwester der Ermordeten, erschrocken herbeigestürzt kamen. „Holt den Arzt!“ rief der geisterbleiche Vater, „hier ist ein Unglück geschehen.“

Zitternd naheten sich die Kinder dem Bette, aus welchem die entstellten Züge der theuern Mutter sie grausenhaft anstarrten. Daß sie todt sein

könne, fiel ihnen, die noch keinen entseelten Körper gesehen, nicht ein; aber auch der Vater wählte seine Frau nur von einem Starrkrampf befangen und wollte mit Hilfe seiner laut jammern den Schwägerin eben anfangen, Versuche mit Bürsten und Reiben an dem steifen und kalten Körper anzustellen, als der herbeigerufene Arzt eintrat und nach dem ersten Blick auf die noch unberührt im Bette liegende Frau den fürchterlichen Ausspruch: „Todt!“ that, dem nach genauerer Prüfung des Leichnams und seiner Lage, der nicht minder schreckliche: „Sie ist ermordet, erdroffelt!“ folgte.

Wäre in diesem verhängnißvollen Augenblick ein scharf beobachtender, unbefangener Zuschauer gegenwärtig gewesen, so würde vielleicht eine lange, in ihren Folgen unglückliche Untersuchung vermieden worden sein, die nun, aus Mangel an Beweisen, ja selbst des geringsten Zeichens des Verdachts, unvermeidlich stattfinden mußte. Der Gatte der Ermordeten, Amtmann des Städtchens, sonst bei allen in seinem Bezirk vorkommenden Fällen der oberste Richter, erkannte augenblicklich, daß ihm in diesem Fall das Amt des Untersuchens und Richtens nicht zustehe, ja daß er vielmehr, und zwar zuerst wegen der Theilung des Schlafgemachs, als des Mordes verdächtig in Untersuchung und strenge Haft kommen werde. Tief gebeugt durch den Verlust seiner innigstgeliebten Gattin und im Gefühl seiner Unschuld gleichgültig gegen den schmählichen Verdacht, den er auch leicht von sich abzuwälzen hoffte, drang er selbst gleich auf gerichtliche und medicinische Untersuchung des Leichnams, und stellte sich mit allen Bewohnern des Hauses, jedoch mit der Bitte, wenigstens bis zur Ankunft des Criminalgerichts in demselben streng bewacht bleiben zu dürfen, unter polizeiliche Aufsicht. Auf Verwendung des biedern Arztes, der, ein treuer Freund des Amtmanns und seiner Familie, auch nicht den leisesten Verdacht gegen ihn hegte, ward ihm und den Seinigen vorläufig der schwere Gang in das Stadtgefängniß erspart; doch erhielt er eine Wache vor die Thüre, und das Schlafzimmer, worin die Ermordete lag, wurde versiegelt.

Zwei schreckliche Tage verstrichen unter den bei solchen Fällen gebräuchlichen Verhören und

Untersuchungen, die jedoch nicht die geringste Aufklärung verbreiteten. Der Amtmann bewohnte mit seiner Familie ganz allein den von dem übrigen Theil des großen Gebäudes geschiedenen linken Flügel des weitläufigen Amtshauses. Er selbst hatte am Abend vor dem schrecklichen Ereigniß die schwere, mit einer Klingel versehene Hausthüre eigenhändig verschlossen und verriegelt, in welchem wohlverwahrten Zustand das Dienstmädchen sie auch am andern Morgen gefunden, als sie den Arzt zu holen hinausgegangen war. Außer den obengenannten Personen war an jenem Abend Niemand im Hause gewesen; kein Winkel blieb undurchsucht, und selbst die Vermuthung oder Möglichkeit, daß der vielleicht schon länger im Hause versteckt gewesene Mörder den Augenblick, als die Magd zum Doctor gegangen, zum unbemerkten Entschlüpfen benützt haben könnte, erwies sich grundlos durch das Zeugniß des nächsten Nachbarn, der, sein Morgenpfeifchen zum Fenster hinaus rauchend, die Hausthüre des Amtmanns im Auge behalten hatte, bis das verstörte Dienstmädchen mit dem Arzte zurückgekommen war.

Am Morgen des dritten Tages langte die zur Untersuchung ernannte Commission aus der zwölf Meilen entfernten großen Kreisstadt in L. an. Eine letzte ärztliche Prüfung des Leichnams von Seiten des mitgebrachten Medicinalcollegiums und darauf folgende Berathung über die Möglichkeit eines Selbstmords ergab dasselbe Resultat, was Doctor und Wundarzt des Städtchens gleich nach der ersten Besichtigung des noch unverrückten Körpers gegeben. Das einstimmige Ergebnis lautete: Ermordung, vermittelt einer durch fremde Hand um den Hals gelegten und fest zugezogenen Schlinge, oder durch Erwürgung vermittelt enger Umschließung des Halses mit zwei starken Händen. Man schritt nun zur Beerdigung, aber zugleich auch zur Abführung des Amtmanns, seiner Schwägerin und seiner Dienstmagd in das Stadtgefängniß. Die Kinder, noch zu jung und zu schwach, um der That verdächtig zu werden, fanden ein Unterkommen bei dem wohlwollenden Arzt, und die Wohnung des Amtmanns ward versiegelt.

Die Bewohner des Städtchens hatten sich un-

terdessen nun wohl von ihrem ersten Schrecken über die Gräueltthat erholt, aber keineswegs das weite Gebiet der Vermuthungen über den Thäter und dessen Motive erschöpft. Täglich hörte man neue, auf keinem Grund ruhende Möglichkeiten aufstellen, und nirgends ward von etwas Anderem gesprochen, als von der ermordeten Amtmännin und ihrem ruchlosen Mörder. Wer aber dieser Mörder oder diese Mörderin gewesen? war eine Frage, deren Beantwortung sich als eine sehr schwierige erwies.

Den Inhalt des bei den Verhören aufgenommenen Protokolls wieder zu geben, würde zu weit führen und ohne Interesse sein, indem die Aussagen der wenigen Verhörten sich täglich gleich blieben. Sämmtliche Verhaftete sagten bei jedem Verhöre dasselbe aus, nämlich: „daß sie von der Mordthat nichts wüßten, keinen Theil daran gehabt hätten, sich nicht zu erklären wüßten, wie sie habe geschehen können.“ Fremde Zeugen zu verhören gab es nicht, weil Niemand zu der Verstorbenen in feindlicher oder auch nur unfreundlicher Beziehung gestanden, Niemand möglicher Weise zu ihr in die Kammer gekonnt hatte, als die Glieder der Familie, da von den beiden in das Schlafzimmer führenden Thüren nur die eine in die Kammer der Kinder und deren Tante führende unverschlossen, die andere auf die Hausflur gehende aber von innen verriegelt gewesen war. Die Frage, ob die Handlung des Erdrosselns geräuschlos, ohne Schreien oder Stöhnen von Seiten der Ermordeten stattfinden könne, war von den Aerzten bejahend beantwortet worden, und dadurch dem unglücklichen Ehemann wenigstens eine geringe Aussicht, sich von dem entsetzlichen Verdacht zu reinigen, eröffnet worden. Immer aber blieb es doch am Wahrscheinlichsten, daß er die That verübt, da Niemand im Hause eine Bewegung gehört, die Fenster im festverschlossenen Zustand gefunden worden, Kinder und Tante ungestört im anstoßenden Zimmer geschlafen, das Dienstmädchen aber von keiner Seite hatte hineinkommen können, indem auch die zweite, nach der Hausflur gehende Schlafkammer von innen verriegelt gewesen war. Aus diesem Grunde wurde denn auch das treue, der Verstorbenen mit großer Liebe anhängende Mädchen sehr bald von

jeglichem Verdacht freigesprochen, und nur noch von Zeit zu Zeit wieder einmal verhört, um einig Licht über das Verhältniß des Ehepaars zu einander, so wie zwischen den Stieffchwestern und der Schwägerin zum Schwager, zu erhalten. Der Amtmann hatte, wie allgemein bekannt war, seine Frau aus Liebe geheirathet, stets in Einigkeit mit ihr gelebt und sich nie eine Härte gegen sie zu Schulden kommen lassen. Die Magd sagte aus, daß Mann und Frau stets eines Sinnes gewesen, und daß sie, so lange sie im Amtshause gedient (nun bald sieben Jahre) nie einen Streit zwischen ihnen wahrgenommen. Ueber die Schwester der Amtmännin wußte sie nicht viel zu berichten. Sie war vor etwa drei Monaten, nach dem Tode ihrer Mutter, der freundlichen Aufforderung ihrer Stieffchwester und deren Gatten, nach L. zu kommen und bei ihnen zu leben, gefolgt, und hatte in dieser Zeit weder durch Worte, noch viel weniger durch Handlungen Veranlassung gegeben, sie einer so schwarzen, unnatürlichen That fähig zu halten. Still und in sich gekehrt war sie gewesen, wie sie in L. angekommen, und immer stiller geworden. Mit dem Hausherrn hatte sie auf einem freundlichen Fuß gestanden, ihm ihre Dankbarkeit für seine Zustimmung, sie bei sich aufzunehmen, durch eine zarte Aufmerksamkeit vergolten, und sich den Kindern stets gefällig bewiesen, ohne sich jedoch viel um sie zu bekümmern. Wie das Verhältniß zwischen den Stieffchwestern eigentlich gewesen, wußte das Dienstmädchen nicht zu sagen, da sie sie wenig zusammen gesehen, indem die Fremde es vorgezogen, den größten Theil des Tages in ihrem eigenen, nach dem Hofe gelegenen Zimmer zuzubringen, und nur zum Frühstück und den Mahlzeiten in die Wohnstube zu kommen. Von ihrem frühern Thun und Treiben war der Familie nicht viel bekannt geworden, nur so viel hatte die Verstorbene ihrem Gatten mitgetheilt, daß ihre Stiefmutter die rechte Tochter ihr sehr vorgezogen und sie dagegen oft hart behandelt habe, weshalb sie denn auch das mütterliche Haus, nachdem der Vater gestorben, verlassen, und die Führung des Haushalts bei einem alten, an einem andern Ort lebenden Onkel übernommen habe, in welchem Verhältniß sie der Amtmann kennen

gelernt. Weder der Mann noch die Schwester der Verstorbenen suchten bei den Richtern Verdacht gegen einander zu erwecken, erklärten sich im Gegentheil sehr bestimmt gegen die Möglichkeit, daß die schauderhafte That von dem Andern vollbracht sein könne. Nur in einem Punkt schienen sie nach Verlauf einiger Zeit verschiedener Ansicht zu sein: denn während der tiefgebeugte Gatte, trotzdem daß seine vieljährige Erfahrung, das Zurückrufen aller Untersuchungen bei entdeckten Mordthaten ihm keinen Fingerzeig gab, nach welcher Richtung der Verdacht zu wenden, auch nicht einen Augenblick den Gedanken in sich aufkommen ließ, daß seine fromme, an seiner Seite glücklich lebende Frau selbst Hand an ihr Leben gelegt haben könne, ward der Glaube an Selbstmord, trotz der einstimmigen Erklärung des Medicinalcollegiums, daß nach der vorgefundenen Lage des Leichnams und ohne Tuch oder Schnur um den Hals jede Möglichkeit der Selbstentleibung schwinde, täglich fester bei der Schwägerin, und mit ungewöhnlicher Hefigkeit eiferte sie gegen die Ungerechtigkeit eines Gerichts, das sich lieber an einem unschuldigen Leben vergreifen, als die Wahrscheinlichkeit eines Selbstmords annehmen wolle. Immer schwieriger wurde unter solchen Umständen die Lage der Richter. Auch nicht das kleinste Fünkchen Licht erhellte das tiefe Dunkel, in welches sich der Mord gehüllt, und man sah sich endlich genöthigt, Gutachten über den seltsamen Fall von verschiedenen hohen Gerichtshöfen einzufordern.

Unterdessen verfiel der Amtmann in eine tiefe Schwermuth. Der herbe Verlust seiner Lebensgefährtin, die schreckliche Art ihres Todes und der entwürdigende Verdacht, ihn bewirkt zu haben, nagten an seinem Innern. Von Tag zu Tag trug er schwerer an der Last seiner Leiden, und der Geist verlor am Ende die Kraft, den morschen Körper aufrecht zu erhalten. Er mußte zu Bette gebracht werden, und der herbeigerufene Arzt, dem bis jetzt der Zutritt zu dem Gefangenen nicht gestattet gewesen, gab wenig Hoffnung zu seiner Wiederherstellung. Durch Bitten und Vorstellungen, und als diese nicht hinreichten, durch seine eigene Verbürgung für den Gefangenen, bewirkte er die Erlaubniß, ihn zur bessern

Pflege in sein Haus nehmen zu dürfen, wobei er im Geheimen die Hoffnung hegte, die erstorbene Lebenskraft des unglücklichen Vaters durch den langentbehrten Anblick seiner Kinder wieder zu heben. Doch auch diese, von dem armen Gefangenen oft ersehnte Freude kam zu spät. Nach drei Tagen fühlte er sein Ende herannahen, und bat, sein letztes Bekenntniß ablegen zu dürfen, bevor ihm das Abendmahl gereicht würde. Mit schwacher Stimme, aber vollem Bewußtsein be-theuerte er an der Schwelle der Ewigkeit, im Begriff, vor den höchsten Richter zu treten, der Vereinigung mit seiner vorangegangenen Gattin freudig entgegensehend, daß er die schreckliche That nicht begangen, jedoch eben so wenig seine Schwägerin des Mordes beschuldigen könne, so unbegreiflich ihm der Vorfall auch sei, weshalb er dringend bitte, sie wieder auf freien Fuß zu setzen und seine verwaisten Kinder ihrer Obhut anzuvertrauen. Nachdem er mit höchster Anstrengung diese Worte im Beisein der Richter gesprochen und diese ihn aus voller Ueberzeugung frei von der Schuld des Mordes erklärt, reichte ihm der Geistliche das Abendmahl, worauf er sehr ruhig wurde und sanft, ohne Kampf verschied.

Auf die noch in strenger Haft gehaltene Stiefschwester der Ermordeten, die gar nichts von der Krankheit ihres Schwagers und seiner Verlegung in das Haus des Arztes erfahren hatte, brachte die Nachricht seines Todes eine unerwartete Wirkung hervor. Sie tobte im wilden Schmerz wie eine Wahnsinnige, und brach in seltsame, unverständliche Reden aus. Der Gefangenwärter hielt sie für krank, ihre heftigen Ausbrüche für Fieberphantasten; als jedoch der Arzt sie genauer beobachtete, und weder Spuren von Fieber noch von Wahnsinn wahrnahm, erhielten manche ihrer Worte eine andere Bedeutung, und besonders verdächtig klang der zuweilen in unbewacht geglaubten Augenblicken unwillkürlich ausgestoßene Ausruf: „Es geschah ja feinewegen, nur für ihn!“

Die letzte Bitte des für unschuldig erkannten Amtmanns, seiner Schwägerin die Freiheit zu geben und sie zur Vormünderin seiner Kinder zu machen, hatte die Richter von Neuem irre in ihrer Ansicht über die Gefangene gemacht. Mehrere

führten den Mangel an Beweisen der Schuld, ihren frühern, durch Berichte aus ihrer Vaterstadt bestätigten, tadellosen Lebenswandel, und das Zeugniß ihres Schwagers an, und einer der Aeltesten, dessen Erfahrung am größten, stimmte für augenblickliche Entlassung. Da trat der Arzt als Kläger auf, meldete den maaslosen Schmerz der Gefangenen bei der Todesnachricht ihres Schwagers, und die verdächtigen Reden, die sie, wenn sie sich unbewacht geglaubt, ausgestoßen. Die Verhöre begannen von Neuem und mit mehr Strenge. Die nun offen des Mordes Beschuldigte zeigte die größte Gleichgültigkeit; sie eiferte nicht mehr wie früher über Härte und Ungerechtigkeit der Richter, blieb jedoch hartnäckig bei ihrer ersten Aussage, daß sie von der That nichts wisse, keinen Theil daran gehabt, die Art, wie sie vollzogen, sich nicht erklären könne. Auf die Frage nach der Bedeutung jener verdächtigen Ausrufungen gab sie gar keine Antwort, bewies sich überhaupt stöckisch.

So lange der Amtmann noch lebte und die Unschuld seiner Schwägerin eben so warm wie die eigene vertheidigte, hatte ein Verdacht gegen dieselbe nicht recht Wurzel fassen können. Nun sie sich aber im ersten Schmerz zu so verdächtigen Ausrufungen hinreißen lassen, gewann die Sache ein anderes Ansehen. Der Doctor, vom ersten Augenblick mißtrauisch, glaubte jetzt den Schlüssel gefunden zu haben. Liebe für den Schwager, und die Aussicht, nach Hinwegräumung der Stieffchwester deren Stelle im Herzen und Hause des Amtmanns einzunehmen, konnten sie möglicherweise zu der abscheulichen That verleitet haben; aber zur Verurtheilung bedurfte man, wegen der mangelnden Beweise, ihr eigenes Eingeständniß, und dazu war die Gefangene weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen. Keine Spur eines Einverständnisses zwischen dem Amtmann und seiner Schwägerin ließ sich ermitteln, eben so wenig wie ihres Hasses gegen die Stieffchwester.

So stand denn die Angeklagte, zur Freilassung zu verdächtig, zur Verurtheilung zu wenig gravirt da, und nur von der Erweichung ihres Gemüths und dem Erwachen ihres Gewissens durch geistlichen Zuspruch war eine Erledigung

dieses nah und fern berühmt gewordenen Criminalprocesses zu erwarten, über welchen auch die höheren Gerichtshöfe keine Entscheidung zu geben gewagt.

Die Besuche des Predigers anzunehmen hatte die Gefangene anfänglich bestimmt verweigert, sich endlich jedoch dazu willig finden lassen, seinen Reden und Ermahnungen aber nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt. Vergebens hatte er versucht, durch eindringliche Worte und ergreifende Bibelstellen auf ihr verhärtetes Gemüth einzuwirken. Als ob sie von Stein oder taub, verrieth auch keine Miene den mindesten Eindruck, und der Geistliche versicherte, wohl öfterer ruchlosen Ausbrüchen und unheiligem Spott bei ganz tief gesunkenen Verbrechern begegnet zu sein, doch niemals solcher Verstocktheit und Herzenshärtigkeit. Ueberzeugt, hier nichts wirken zu können, schlug er als letzten Versuch vor, die Gefangene durch eine einfache Musik zu überraschen, deren Wirkung auf verstockte Gemüther sich oft wunderbar zu äußern pflege. Am andern Morgen, als er eben wieder sein fruchtloses Tagewerk begonnen, die Verhaftete dringend ermahnt hatte, in sich zu gehen, ihr Verbrechen zu bekennen, und von Gottes Barmherzigkeit bei wahrer Reue Vergebung zu erwarten, erhob sich vor der Thüre ihrer Zelle ein vierstimmiger Gesang. Bei den ersten Tönen zuckte sie krampfhaft zusammen und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen. Als aber die Chorschüler nach einer kurzen Einleitung den ihr früher so wohl bekannten, im Hause ihrer Eltern so oft gehörten Choral von Paul Gerhardt: „Bestehl du deine Wege“, anstimmten, entströmten heiße Thränen ihren Augen, sie stürzte auf die Kniee, und rief im herzerreißenden Ton: „Gott, ach Gott! vergieb mir argen Sünderin! ich will ja Alles gestehen!“ — Jetzt trat der würdige Geistliche ihr näher und tröstete sie mit milden Worten. Ihr Aussehen hatte sich plötzlich verändert, die starren Züge waren erweicht, der trozige Blick in einen demüthigen verwandelt worden. Sie schluchzte laut, und als die Schüler das geistliche Lied beendet, bat sie den Prediger, noch ein zweites, nämlich: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“, singen und sie dann eine Stunde allein zu lassen.

Innigst erfreut, so viel erlangt zu haben, ordnete er den gewünschten Choral an, und verließ hierauf die reuige Sünderin. Was weder das gesprochene noch das geschriebene Wort vermocht, hatte das gesungene, die Macht der Töne, bewirkt. Ihr Gewissen war erwacht, die starre Rinde um ihr Herz gebrochen. Wie viel sie in der einsamen, hierauf folgenden Stunde gekämpft, gerungen und gelitten, versucht keine Feder zu schildern. Als sie den Geistlichen wieder rufen ließ, erschrak er über die Verwüstung, welche Erkenntniß der Schuld und bittere Reue in ihren Zügen angerichtet. Sie glich einer Sterbenden; aber ihre Kraft war nicht gebrochen, und verließ sie auch nicht, bis sie die schwere Strafe ihrer Schuld, den Tod durch Henkersbeil erlitten. Ruhig und ergeben in ihr unvermeidliches Schicksal zeigte sie sich fortan. Der Wunsch, eines letzten gerichtlichen Verhörs überhoben zu sein, ihr Bekenntniß dem Geistlichen allein ablegen zu dürfen, konnte ihr nicht gewährt werden. Noch einmal mußte sie im Gerichtssaal erscheinen, und bekannte dort, den schrecklichen Mord begangen, die Stieffchwester mit eigener Hand erdrosselt zu haben. Was sie zu der Gräueltat bewogen, hielt sie sich nicht verpflichtet, an diesem Ort zu offenbaren. Dem Geistlichen aber, der sie während der wenigen Tage, die sie noch zu leben hatte, selten verließ, ihre Hoffnung auf die Vergebung Gottes stärkte und mit ihr betete, theilte sie die nähern Umstände mit.

„Ich war,“ so hub sie an, „das einzige Kind meiner Mutter, der zweiten Frau meines Vaters, von ihr der Stieftochter sehr vorgezogen, was mir jedoch den Mangel der Liebe meines Vaters nicht ersetzte, der seine ganze Zärtlichkeit der Tochter aus der ersten Ehe zuwendete. Früh schon regten sich deshalb Neid und Mißgunst gegen die Stieffchwester in meinem Herzen, die zwar bei ihrem nachgiebigen, sanften Charakter, ihrer liebevollen Weise, mit mir umzugehen, keine Gelegenheiten fanden, laut auszubrechen, nichtsdestoweniger aber immer tiefer wurzelten. Der baldige Tod des Vaters und die darauf folgende harte Behandlung, die meine arme Stieffchwester von der Mutter zu erdulden hatte, nöthigte diese, das elterliche Haus zu verlassen und ein Unterkommen

bei einem fernlebenden alten Onkel, Bruder ihrer verstorbenen Mutter, zu suchen. Dort lernte sie den Amtmann kennen und heirathete ihn, nachdem die Stiefmutter schriftlich ihre Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben. Zehn Jahre waren verstrichen, seit wir uns nicht gesehen, nur zuweilen von einander gehört hatten. Ich wußte sie glücklich in ihrer Ehe, und selbst um ein solches Glück durch einen treulosen Mann betrogen, regte sich zuweilen das alte Gefühl des Neides in meinem Herzen und erfüllte mich mit Bitterkeit gegen die unschuldige Schwester. Da starb die Mutter. Schwester und Schwager schrieben so theilnehmend und liebevoll an mich, baten mich so herzlich, zu ihnen zu kommen und bei ihnen zu bleiben, falls das einfache Leben in ihrem Hause mir genüge, daß ich mich der unedlen Empfindung tief schämte, und mir heilig gelobte, diese unverdiente Güte durch Wohlwollen und Dankbarkeit zu lohnen. Doch was vermögen die besten Entschlüsse, wenn die gewaltigste der Leidenschaften, die Liebe, erwacht und alle andern Stimmen im Innern überdönt! Mein argloser Schwager ahnete nicht, welch' eine Schlange er bei sich aufgenommen, wie viel Gift ich aus jedem seiner freundlichen Blicke und Worte sog. Eine unbestiegbare Liebe, eine wahnsinnige Leidenschaft für den Gatten meiner Schwester brannte in meinem sündhaften Herzen. Vergebens rang ich nach Kraft, dieses verbrecherische Gefühl zu überwinden, und das einzige Rettungsmittel, schnelle Entfernung, dünkte mich ein zu schweres Opfer. In meiner Verblendung glaubte ich schon genug gethan zu haben, wenn ich die unselige Leidenschaft in so weit bekämpfte, daß sie sich nicht äußerlich kund that, welche Anstrengung mir dadurch erleichtert wurde, daß mein Schwager nur Augen und Ohren für seine Frau und Kinder hatte, mich zwar mit Freundlichkeit, aber doch mit einer gewissen Gleichgültigkeit behandelte, die mich manchmal tief kränkte. Ob meine arme Schwester meinen trostlosen Zustand errathen, ist mir nicht klar geworden; doch vermuthe ich fast, daß der weibliche Scharfblick tiefer in meine Seele gedrungen, als der arglose Sinn ihres Gatten.

Von Tag zu Tag stieg meine Qual; das ge-

lassene, ruhige Wesen meiner Schwester erschien mir wie Kälte; ich sagte mir unaufhörlich vor, daß ich den Mann ihrer Wahl heißer und aufopfernder Liebe, wie sie, daß er die wahre Liebe noch nicht kenne, und einmal zur Erkenntniß gekommen, unbeschreiblich unglücklich werden würde. Jetzt erst lernte ich die ganze Bitterkeit des Neides und der Eifersucht kennen. Haß, unauslöschlicher Haß entstand aus diesem Gefühl. Meine Schwester erschien mir wie meine ärgste Feindin; sie hatte mir früher die Liebe meines Vaters geraubt, stand jetzt störend zwischen mir und dem heiß ersehnten Gut. O! daß ein theilnehmendes Herz meinen tiefen Schmerz erkannt, mich mit Gewalt aus diesem Kreise gerissen hätte! Aber ich litt und kämpfte allein, und nur mein starker Geist bewahrte mich vor Wahnsinn, der unter solchen Umständen eine Wohlthat für mich gewesen wäre, mich wenigstens vor dem Verbrechen geschützt haben würde. Mein guter Engel wich von mir. In einer Stunde düsterer Verzweiflung stieg der entsetzliche Gedanke in mir auf, mit frecher Hand in das Schicksal einzugreifen, das einzige Hinderniß, das, wie ich wähnte, allein nur der Erfüllung meiner Wünsche entgegenstand, muthig aus dem Wege zu räumen. Anfänglich erbebte ich vor meinem eigenen Gedanken, flehte zu Gott, mein Herz von der sündigen Liebe zu reinigen; aber mein Gebet blieb ohne Erhörung, weil ich wußte, was mir zu thun oblag, und es dennoch unterließ. Acht Tage verstrichen in diesem fürchterlichen Zustande. Ich wurde noch stiller und in mich gekehrter, als ich bis jetzt gewesen. Schwester und Schwager glaubten, ich sei krank, und wollten den Arzt holen lassen, was ich aber durchaus nicht zugab, und wiederholt versicherte, mich ganz wohl zu befinden.

Ein unseliger Traum beschleunigte das Verderben, das über uns Alle hereinbrechen sollte. Ich träumte, meine Schwester sei gestorben, und habe auf ihrem Todtenbette die Hand des Gatten in die meinige gelegt. Nun war mein Unglück unabwendbar. Der Traum erschien mir wie ein Wink des Himmels; ich sah den Weg, zum Ziel zu gelangen, und schauderte nicht vor dem Gedanken zurück, ihn einzuschlagen. Vor Jahren

hatte ich einmal gelesen, daß man mit einem starken Druck beider Hände um den Hals ein Lebenslicht ausblasen könne, und daß der Erdrosselte weder Zeit noch Athem behalte, einen Schrei auszustößen. Mein Entschluß stand fest, und ich säumte nicht, ihn so schnell wie möglich auszuführen. Daß der todte Körper Spuren einer gewaltsamen Todesart verrathen, ein zweites entsetzliches Unglück für die Familie nach sich ziehen würde, überlegte ich in der Befangenheit meines Geistes nicht. Einige Tropfen Opium in die Abendsuppe gerührt, von welcher ich selten etwas zu genießen pflegte, sicherten mir den festern Schlaf der Eltern und Kinder. Unbemerkt gelangte ich in die Kammer und an das Bette meines unschuldigen Schlachtopfers. Einen Augenblick regte sich mein Gewissen, als ich die Schwester beim schwachen Schein des Mondes ruhig athmend schlafen sah; aber das Böse in mir war mächtiger, als die leise warnende Stimme des Innern. Ich gedachte der Zukunft, wenn Alles so blieb, wie es jetzt war, und wie sie sich gestalten würde, wenn zwei Augen sich geschlossen zum ewigen Schlaf — und der schauderhafte Entschluß ward zur Frevelthat. Der Mord gelang vollständig, und ich kehrte zitternd und eiskalt, aber ohne Reue in mein Bette zurück. Die Hoffnung, den plötzlichen Tod natürlichen Ursachen, Blutschlag, Nervenschlag oder Sticfluß zugeschrieben zu sehen, scheiterte an des geschickten Arztes sicherem Blick, und sein Ausruf: „sie ist ermordet, erdroffelt!“ eröffnete mir einen tiefen Abgrund. An die Möglichkeit, daß mein Schwager und ich selbst des Mordes verdächtig gemacht werden könnten, hatte ich früher nicht gedacht. Es wurde schwarz vor meinen Augen, ich erbleichte und stand im Begriff, die Gräueltthat einzugestehen; da raunte mir mein böser Dämon zu, daß mir hierzu immer noch Zeit bleibe, wenn der theure Mann wirklich als Mörder bestraft werden sollte, und ich spielte mit der Unverschämtheit eines verstockten Herzens die schreckliche Rolle fort, bis der Tod des Amtmanns, von dessen Krankheit ich gar nichts erfahren hatte, mir alle Hoffnung auf das theuer erkaufte Glück an seiner Seite raubte, und mich mit einem Schmerz erfüllte, den zu bemeistern ich nicht stark

genug war. Daß ich eine doppelte Mörderin geworden, sagte ich mir damals noch nicht. Eine grenzenlose Gleichgültigkeit trat nun an die Stelle des geheimen Hoffens, unterstützt durch einen kalten Trost. Schande und Tod waren mir einerlei, ich hoffte und fürchtete nichts mehr auf Erden; aber ich wollte lieber die Qualen eines langen, von Reue und Gewissensbissen gemarterten Lebens ertragen, als mein Verbrechen eingestehen: denn an Gottes Barmherzigkeit, an Vergebung meiner schweren Schuld glaubte mein sünderhaftes Herz nicht. An diesem starren Unglauben scheiterten auch alle Versuche, mein verhärtetes Gemüth durch geistlichen Zuspruch zu erweichen; ich hörte Ihre ermahnenen Worte, Ihre dringenden Bitten, das Verbrechen einzugestehen und durch Reue und Buße mich der göttlichen Verzeihung würdig zu machen, kaum, gestattete ihnen keinen Eingang; ich kam mir selbst wie erstorben im Innern vor. Da schlugen am gestrigen Morgen plötzlich und unerwartet die reinen unschuldigen Stimmen der Jugend an mein verstocktes Ohr. Musik hatte von jeher den mächtigsten Eindruck auf mich hervorgebracht; seit Monaten war kein Ton zu mir gedrungen. Melodie und Text des gesungenen Chorals waren mir wohlbekannt, hatten im elterlichen Hause, in frühern schuldlosen Zeiten mich oft gehoben und begeistert. Jetzt drangen sie wie eine Stimme von Oben in mein Herz; die harte Rinde schmolz, ich konnte weinen und beten und fühlte mich gerettet. Ich erkenne meine Schuld in ihrem weitesten Umfang; aber ich bereue sie von ganzem Herzen und verzweifle nicht mehr an Gottes Barmherzigkeit, da ich weiß, daß er einem reuigen Sünder Vergebung gewährt."

Und mit dieser Zuversicht betrat sie demüthig, aber gefaßt, das Schaffot.

Sabine.

Zwei niederländische Logemente. *)

I.

Ein Amsterdamer.

Braun, dick und naß zieht durch die Gruft
Der Gasse stinkender Abendduft,
Tief glühend schau'n wie Niesengespenster
Die blinden Scheiben der kleinen Fenster;
Ein lehmiges Hemd schwabbt da heraus,
Gedunsen stiert Genevergraus
Aus dieser Thür, mit glatter Stirn
Schleicht hier mit suchendem, lüfternem Blick
Im alten Kleide die leichte Dirn'
In's finstre, nächtliche, tödtliche Glück:
Im „Lande des verfluchten Steges,
Der Teufelsecke zur breiten Straße,"
Hin geh' ich ernst des düstren Weges;
Da schimmert es menschlich aus dem hellen Glase,
Es sinkt der dumpfe Schmerz, das schneidende Weh,
Ich bin bei Freundin und Mutter Crassé.

Der Blinde pfeift sein leises Lied
Und hält sein Weib umschlungen,
Die Lampe und der Ofen glüht;
Der längst, der längst von hinnen schied,
Ein stiller, stiller Frühling blüht,
Ist rings empor gedrungen;
Die Amme hat den kleinen Piet
Am Busen eingefungen;
Des Tages Freude und sein Schmerz,
Mir ist es, als hätte selbst mein Herz
Sich selig ausgeklungen.

Wo noch das Leben fährt und stampft,
Wo's aus den Kanälen nebelt, dampft,
Die Brücke donnert, die Brücke schwankt —
Wir fühlen es nicht. — Am Tische weht
Kartoffelduft in der Fischer Gebet,
Der alte, der junge Fischer dankt,

*) Gasthöfe, Gasthäuser jeden Ranges, hier Schlafstätten, wo man um vier bis sechs Stüber schläft und den Morgenkaffee trinkt, auch ein Borreltje — ein Glas Genever, bekommen kann.

Und dankt auch für die Lieben,
Die fern daheim geblieben.

Ich bete nicht, ich darf es nicht
Im Kampen- und im Sonnenlicht.

2.

Ein Haager.

Seemann! Ich bin umgeben
Von Reuten, die seit Jahren
Das große Meer befahren,
Das Gott seit seinem Leben,
Der Ewige, nie maas, nie mißt,
Weil es das Meer der Möglichkeit ist.
Die Länge? — Glaube. Er fängt
Da an, wo Herz an Herz
Und Freud' an Freud' und Schmerz
An Schmerz sich fragend hängt;
Die Breite? — Wer Parallelen fand
Im fremden und im Vaterland.

Ein Gent, ein Thaler sind Azoren,
Man nimmt da frisches Wasser ein,
So wird — der Cours geht nicht verloren —
Das Jenseitsland gewonnen sein.

H. G. Zehner.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Nürnberg im August.

Die schöne Jahreszeit, in welcher die größeren Schaubühnen nicht selten brach liegen, hat uns diesmal eine reiche Ernte künstlerischer Genüsse durch eine fast ununterbrochene Reihe von Gastspielen im Fache des Schauspiels und namentlich der Oper bereitet. Seit dem Monat April sahen wir eine Anzahl namhafter

deutscher Künstler auf unserer Bühne vorüberziehen, und erhalten so Gelegenheit, mit den Notabilitäten der Darstellung sowohl, als mit manchem uns entweder noch gar nicht bekannten oder doch nicht in so würdiger Vertretung vorgeführten Bestandtheile des heutigen Repertoires bekannt zu werden. Wir haben dies vor Allem der Thätigkeit und dem sachkundigen Eifer des Directors, Hrn. Röder, zu verdanken, welcher, seitdem er die hiesige Bühne übernommen (Herbst 1844), dieselbe trotz ungünstiger Verhältnisse zu demjenigen Standpunkte emporzuführen sich angelegen sein läßt, der ihr, dem Musentempel einer der größeren deutschen Städte, allein geziemt, den sie aber gleichwohl nicht immer zu behaupten gewußt hat. — Den Reigen unserer Gäste eröffnete auf recht ergögliche Weise Hr. Wallner aus Wien, der in zahlreichen komischen Partien die Lachmuskeln der Theaterfreunde fortwährend in Bewegung erhielt und besonders durch seine, größtentheils sehr artigen Couplets jeder Vorstellung neuen Reiz zu verleihen wußte. — Ihm folgte Hr. Porth aus Dresden, der namentlich in den beiden Tartüffe's, den Molière'schen und dem Urbild, eine große Anziehungskraft bewährte, was zwar zum Theil dem Inhalt dieser Stücke und den dormaligen Tagesverhältnissen zugeschrieben werden darf. Hr. Porth ist übrigens ein Schauspieler von Talent und Einsicht: er weiß stets, was er will, und führt seine Rollen bis in das kleinste Detail überlegt aus, wenn er gleich eben aus diesem Grunde weniger auf das Gefühl als auf den Verstand seiner Zuschauer wirkt. — Frau von Hasselt-Barth, unser nächster Gast, machte, sonderbar zu sagen, Anfangs im Verhältniß zu ihrem Verdienste weniger Eindruck. Vergebens entfaltete sie den Reiz ihrer durch und durch ausgebildeten Schule, ihrer noch jezt so klangvollen, reinen, durchgreifenden Stimme. Unser Publikum, welchem man nicht ganz allgemein das Attribut eines geläuterten Geschmacks beilegen kann, verstand nicht ihre ersten Partien, die Donna Anna im Don Juan — eine ihrer besten Leistungen —, den Cherubin in Figaro's Hochzeit, die Julie in Bellini's Romeo, gehörig zu würdigen. Erst da sie als Norma auftrat, freilich eine ihrer ausgezeichnetsten Darstellungen, feierte sie den ganzen Triumph, welcher einer solchen Künstlerin gebührt. — Unmittelbar nach ihr sang Fräulein Walter vom Stuttgarter Hoftheater, und rief durch das Feuer ihres Spiels und die jugendliche Kraft ihrer Stimme bei einem großen Theil des Publikums einen entschiedeneren Beifall hervor, als ihre Vorgängerin. Besonnenere Beurtheiler freilich wollten behaupten, daß Fr. Walter bei all ihren natürlichen Gaben noch sehr Vieles zu lernen habe, bis ihr die rechte Palme zuerkannt werden dürfe. Hier zeigte es sich wirklich, daß Jugend, Schönheit und gute Anlagen ihrem glücklichen Besizer bisweilen sogar schaden können, in sofern sie das Publikum und mit ihm den Künstler, namentlich aber die Künstlerin, verfüh-

ren, und letztere dazu verleiten, sich mehr hingehen zu lassen und sicherer zu sein, als die Folgezeit in manchen Fällen rechtfertigen mag. — Nach Fr. Walter wurden uns gleichzeitig, und zwar öfters in einem Stücke zusammenwirkend, die H. H. Schmezer und Pöckh aus Braunschweig und Reichel aus Kassel vorgeführt. Hr. Schmezer macht durch seine Methode, namentlich durch ein unübertreffliches legato und schöne Mitteltöne, einen sehr erfreulichen Eindruck, wiewohl Andere, die ihn früher gehört, an seiner Stimme manchen Verlust bemerken. — Hr. Pöckh gefiel durchgängig, und Hr. Reichel zog vor Allem in den Hugenot-

ten als Marcel an, einer Rolle, die ihm nicht bloß volle Kraftentwicklung seiner kolossalen Stimme gestattet, sondern auch seiner Persönlichkeit besonders angemessen ist. Durch diese und andere, minder vorzügliche Gäste nun wurde uns eine Reihe der besten Bühnenstücke in würdigerer Besetzung und vollkommenerer Darstellung, als wir sie früher hier zu sehen Gelegenheit hatten, vorgeführt, während die Direction zugleich bedacht ist, uns mit den neuesten Producten in Schauspiel und Oper bekannt zu machen. In diesen Tagen ist Flotow's Stradella mit dem glänzendsten Erfolge zum ersten Male gegeben worden. —st.

Literatur und Kunst.

Der historische Roman.

Die dunkeln Rosen. Roman aus der Zeit der französischen Revolution von Julius Dornau. Erster Band: Der Böhmer Wald. — Der Pariser Salon. gr. 8. 330 S. — Zweiter Band: Die Bastille und das Märzfeld. — Die Septembriseurs. gr. 8. 414 S. — Dritter Band: Die Amazone von St. Laurent. — Gericht und Vergeltung. gr. 8. 334 S. — Leipzig, Gebrüder Reichenbach. 1845.

Der Titel dieses Romans hat das Eigenthümliche, daß man dessen Charakter nicht beim ersten, sondern erst beim zweiten Blicke erkennt, daß der Nachsatz dem Vorderesatz eine ungeahnte Bestimmung ertheilt. Wer nämlich könnte ohne Weiteres unter dem Namen „dunkeln Rosen“ einen historischen Roman vermuthen, auch wenn er der Allereingeweihteste in alle Specialitäten der Universal- und Specialgeschichte aller Völker und Länder wäre? Und wer möchte sich trotz des Nachsatzes: „Roman aus der Zeit der französischen Revolution“ nicht noch wundern, daß statt der geschichtlich ganz „dunkeln Rosen“ nicht irgend eine Person genannt ist, die in jener großen Geschichtsperiode eine bedeutungsvolle Rolle spielte? Oder soll man etwa meinen, die „dunkeln Rosen“ seien das Symbol oder Bundeszeichen einer Gesellschaft, welche, wie weiland die „Rosentruer“ mit ihren weltreformatorischen Bestrebungen, sich im Geheimen am Revolutionsheerde wirksam erwies? — Die letzte Annahme schlägt die bald erfolgende Antwort nieder, daß die hier blühenden und duftenden „dunkeln Rosen“ nichts An-

deres sind und sein wollen, als ein Paar allerliebste Mädchen, zwei bayerische Gräfinnen von ächtem, altem Blut, die nur dadurch mit der französischen Revolution und deren Ereignissen in Zusammenstoß gerathen, daß theils ihr Fr. Bruder, der gut aristokratisch gesinnte Graf von Brackenburg, theils der Sinen Bräutigam und der Andern Geliebter, jener ein Pariser Roué und royalistischer Ultra, dieser ein muthiger und schicksalsgeprüfter Jüngling und ein guter Republikaner, bald aus innerem Triebe, bald im Zwange der Nothwendigkeit im Strudel der Revolution sich bewegen. Um aber dem Verfasser volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ist es nothwendig, zu bemerken, daß gerade die Hauptpersonen, deren Namen er auf dem Titel hätte können prangen lassen, solche sind, die vom Schauplatze des öffentlichen Lebens noch nicht abtraten, oder deren nächste Angehörige leicht irgendwie durch ihre Mitverflechtung in ein Romangetriebe sich verlegt fühlen könnten. Der Verfasser durfte nicht so unbesorgt zu Werke gehen, wie Einer, der seinen Stoff einigen in einer ägyptischen Pyramide aufgefundenen Papyrusrollen entlehnt hat. Wozu der Geschichtschreiber durch moralische und politische Gründe genöthigt wird, eben dazu muß sich auch der Dichter bequemen, wenn er in der höhern Gesellschaft Zutritt haben will. Persönliche und Familienrückichten verboten, einen der Haupthelden bei dem rechten Namen zu nennen, mehr aber noch, einen derselben auf den Titel zu stellen. Wie leicht man dies auch bei einer nur gewöhnlichen Kenntniß der Geschichte der Umwälzung Frankreichs und der vergeblichen Gegenbestrebungen erkennen kann, wie deutlich man auch durch den Zusammenhang des Romans auf diese Annahme geführt wird, so wäre es doch

zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser in einem einleitenden Vorworte über dieses Alles, so wie über die Studien, auf die er seine Arbeit baute, einige Auskunft gegeben hätte. Wir wollen ihm jedoch über diese vielleicht zufällige Unterlassung keinen Vorwurf machen, da dieselbe dem Werthe des Ganzen nicht den mindesten Eintrag thut. Ja, das Auskunftsmittel, das den Verfasser, wie wir eben zeigten, aus Discretion in der Betitelung seines Romans ergriffen hat, wird ihm noch obendrein die Gunst und den Dank so mancher schönen Leserin erwerben, so wie den Beifall aller Leser bringen, die ein gleiches oder ähnliches liebenswürdiges Schwesternpaar kennen und verehren.

Was nun die höheren Anforderungen betrifft, die man an den historischen Roman zu machen berechtigt ist, so kann man dem Verfasser der „dunkeln Rosen“ das Zeugniß ausstellen, daß er sich — bewußt oder unbewußt — auf dem nächsten und besten Wege befindet, eine hinreichende Erkenntniß darin zu entwickeln und darzulegen. Der Roman ist ihm zwar nicht geradezu der Geschichte wegen da, aber auch nicht umgekehrt: die Geschichte des Romans wegen. Seine Arbeit schaukelt sich behaglich und wohlgefällig mitten inne, und ladet recht lockend ein, sich der gleichen Bewegung unter seiner schwungkräftigen Hand zu überlassen. Es schlingt sich das Geschichtliche und das Romanhafte auf eine höchst ungezwungene Weise in und durcheinander und bildet meistens ein artiges, anmuthiges Ganzes. Die Verbindung der beiden Theile ergibt sich stets wie von selbst und der dazu nöthige Proceß ist ohne Schwierigkeit vor sich gegangen. Ueberhaupt scheint der Verfasser, einmal seines Stoffes mächtig geworden, weder Hindernisse bei seinen Schöpfungen zu finden, noch sich dieselben irgendwie und irgendwo eigensinnig oder mürrisch zu schaffen. Er gehört, irren wir nicht, zu denjenigen beneidenswerth glücklichen Autorgeistern, die im Ganzen mühe- und sorgelos sich aufschwingen und dahin fliegen „durch Honigthau und Düfte“. — In der Dornau'schen Auffassung der Zeit und des Geistes der Zeit liegt jedenfalls zuerst das, was man gemeinhin geschichtliche Wahrheit nennt. Diese aber, wie sich fast von selbst versteht, würde keineswegs genügen. Unbestreitbar ist es ja, daß auch in dem besten Geschichtsbuche die Todten von Jahrhunderten und Jahrtausenden, wollte und könnte man sie zu dem Zwecke der Prüfung und Bestätigung der Wahrheit wieder erwecken, sich kaum zwei Minuten weit würden zurecht finden können. Eben so wahr ist es, daß — was insbesondere auch von der französischen Revolution in ihren vielen meisterhaften und doch unter einander nicht zusammenklingenden Darstellungen gilt — sich oft schon von Vorgängen, die kaum etwas mehr als ein halbes Jahrhundert, ja nur dreißig Jahre zurückliegen, ein vollständiges Gemälde nicht schaffen läßt. Das Geschäft des Geschichtsschreibers ist es, vermöge der Sonnenstrahlen seiner For-

schung ein Daguerreotypbild zu geben, und man ist mit einem solchen, vorzüglich wenn noch der leise Hauch einer Gesichtsfärbung dazu gegeben, höchlich zufrieden. Anders verhält es sich mit dem Berufe des Dichters. Von ihm fordert man ein in jeder Beziehung sprechendes und in vollen Lebens- und Fleischesfarben prangendes Gemälde. Er muß Licht in ein dunkles Gebiet bringen, wo kein andres als das der Poesie einzudringen vermag, er muß im Oedipus von Felsen zu Felsen wandern und Sphinx um Sphinx in den Abgrund stürzen. In diesem Sinne sang Schiller vom Dichter:

„Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat Alles geseh'n, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt,
Er saß in der Götter urältestem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.“

„Er breitet es glänzend und lustig aus
Das zusammengefaltete Leben,
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben.“ u. s. w.

Es hieße durchaus ungerechter Weise dem Verfasser der „dunkeln Rosen“ allen Beruf für den historischen Roman absprechen, wollte man ihm von dieser göttlichen Musengabe nicht ein erkleckliches Theil zusprechen. Zu der geschichtlich wahren Darstellung gesellt sich daher in dem Dornau'schen Romane zweitens die nothwendige freie poetische Gestaltung.

Unwillkürlich drängen sich uns hier die Worte eines andern höchst befähigten Romandichters, Herrmann Kurz' („Schiller's Heimathjahre.“ 3 Theile. Stuttg. 1843.) in's Gedächtniß und in die Feder. „Der Dichter hat (in der ihm obliegenden lebensvollen Gestaltung der Geschichte) ein großes Vorbild, den unbewußten Geist der Völker, der ihm hierin vorgearbeitet hat: ich meine jene Sagen, welche seit Jahrtausenden neben der Heerstraße der Annalen auf grünen Auen geheimnißvoll emporgeschossen sind. In mißverstandener, oft falscher Abspiegelung der Begebenheiten sagen sie uns das eigentliche Was und Warum der Geschichte und legen uns die Räthsel der Menschheit wunderbar gelöst vor Augen, unbekümmert um die Richtigkeit des Unwesentlichen, denn im Dienste der Wahrheit zu lügen, ist das holde Vorrecht der Poesie.“ — Daran schließt sich die Anerkennung: „Gewiß giebt es für den Dichter im ganzen Kreise seines Schaffens keine schönere Aufgabe als den Beruf, sich neben den Geschichtsschreiber zu stellen und dessen grauen Umrissen Farbe und Leben zu leihen. Die Zeit des historischen Romans ist keineswegs vorüber, vielmehr hoffe ich, daß derselbe in Deutschland, wo er von Anfang das beste Verständniß fand, erst noch seine rechte Höhe erreichen und sogar von der Historiographie als ihr nothwendiger Genosse anerkannt werden soll. Er hat ihre Lücken

auszufüllen: man prangt so viel mit Befriedigung von „längst gefühlten Bedürfnissen“ der Zeit; dies ist eins der tiefsten. Nicht um romantische Verwicklungen handelt es sich, sondern das Leben soll dargestellt werden, das mit seinen kleinen Zügen oft einen überraschenden Commentar zu den größten politischen Ereignissen giebt, und die Verwandtschaft lange hingeschwundener Generationen in ihrem Fühlen und Streben mit dem Geschlecht von heute soll hervortreten, auf daß unsere Zeit, die bestimmt zu sein scheint, das Wollen und die Bewegungen so vieler Jahrhunderte noch einmal zusammenzufassen und stürmisch oder friedlich, jedenfalls kräftig zu Ende zu führen, von dem Gipfel, wo sie angelangt, die Vergangenheit klar überschauen und in ihrem Spiegel die Zukunft erkennen möge. Durch diese Aufgabe wird der Dichter zum hellsehenden Geschichtschreiber. Aber wenn der Dichter, um das treue Bild einer Zeit zu geben, eine Masse von Zügen in Eine Gruppe vereinigen will, so muß es ihm vergönnt sein, sie in eine andre Ordnung zu bringen und an einen willkürlichen Faden aufzureihen. Ist es doch in der Wirklichkeit eben so: der Berg, der in einer landschaftlichen Fernsicht klein genug war, um dem Auge einen Ueberblick in noch fernere Gegenden zu gestatten, wird, wenn wir uns ihm nähern, so hoch als der, auf welchem unser erster Standpunkt war; was hinter uns liegt, erscheint uns beim Zurücksehen fremdortig verschoben; den Mond bedecken wir mit einer Hand; jeder Schritt bringt neue Täuschungen, und die ganze Welt erblicken wir unter dem Gesich der Perspektive. Es ist auch das Gesetz des historischen Romans.“

Diese tiefgedachten Worte überheben uns der Mühe, die eigenen Gedanken sowohl über das Wesen und die Bestimmung des historischen Romans im Allgemeinen und im Besondern über dessen Wichtigkeit für unsere Zeit auszusprechen, als auch über die Art zu handeln, wie der Dichter zwar dem Geschichtschreiber durch ernstes Studium zuerst sich unterordnet, aber bald darauf durch die ihm inwohnenden Anlagen sich demselben mehr als beiorndet, ja durch überraschende schöpferische Belebung der todtten Stoffe mehr als ebenbürtig macht. Zugleich ist damit ohne vieles Zuthun von unserer Seite der Maßstab gewonnen worden, den die wahre Kritik jedem Dichter, den sie ihrer Beachtung würdigt, zu seiner Selbstprüfung und Beurtheilung in die Hand zu geben nicht ansteht.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir die gegebenen Andeutungen Zoll für Zoll auf die Dornau'sche Leistung anwenden, diese nach jener gleichsam vermessen wollten. Wir lenken vielmehr auf die gewöhnlichen Recensionswege ein und heben nur Einzelheiten hervor, die auf das Ganze einen entscheidenden Einfluß haben. — Zuörderst bemerken wir, daß der Verfasser, worauf es vorzüglich ankommt, ein klares

Verständniß der Zeit an den Tag legt, in welcher sein Roman spielt. Er hat sich aber dasselbe eröffnet durch eine tüchtige politische Gesinnung, eine Gesinnung, die weder zur Rechten noch zur Linken überspringt, durch ein richtiges Urtheil über absolut-monarchische, wie demokratisch-anarchische Principien, durch eine unbedingte Verwerfung aller aristokratischen Umtriebe, als solcher, durch welche der wichtigste Egoismus der providentiellen Entwicklung des Menschengeschlechts die Faust entgegen zu ballen sich erfrecht, so wie durch offene Anerkennung des Segens einer freien Entfaltung des großen Völkerlebens in unbeengten Repräsentativverfassungen. Wir gestehen, daß es uns ein großes Vergnügen gewährt hat, Hr. Dornau hier und da in deutungsvollen Zügen die Schaaltheit, Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des sogenannten Salontreibens schildern zu sehen, obgleich er für das angenehme Aeußere desselben in Bezug auf Sinnenkügel und Sinnengenuss keineswegs blind sich zeigt. Dagegen wird auch seine Mißbilligung laut, wenn sich der Demos, um schnell eine Gleichstellung zu bewirken und im Streben nach Wiedervergeltung zu Unthaten gegen Aristokraten und die ihnen Gleichgestellten hinreißen läßt. — Man ersieht aus dem Allen: der Verf. der „dunkeln Rosen“ steht auf dem richtigen Punkte der geschichtlichen Anschauung und weiß Vergangenheit und Gegenwart in die richtigen Beziehungen zu einander zu stellen. Im Ganzen wie im Einzelnen kann man dem Bilde, das er von der Revolution — so weit es seinem Zwecke dienlich erscheint — entwirft, nur beifällig zustacheln. Seine Charakterzeichnungen der historischen Hauptpersonen, wie der Königin Marie Antoinette und des Königs Ludwig, des Grafen Mirabeau, des Präsidenten Petion, des Generals Lafayette, der Minister Roland und Danton, des Demagogen Maillard und des tartüffeartigen Robespierre, der Hauptführer der Vendée, Charette's, Laroche-Jacquelin, Bonchamps, neben diesen des Bandenführers Stofflet und des Repräsentanten der „guten Priesterschaft“ Bernier, der „Leuchte des Herrn“ und mehrerer Anderer, läßt fast nichts zu wünschen übrig. Mit gleichem Glück ist es ihm gelungen, einige der hervorstechendsten Ereignisse in der französischen Revolution mit einer außerordentlichen Anschaulichkeit darzustellen. Wir wollen nur die Erstürmung der Bastille und das Bundes- oder Friedensfest auf dem Märzfelde, die Einnahme der Tuilerien und die Schrecken der Septembertage genannt haben, und dabei zugleich bemerken, daß er allen diesen Begebenheiten eine besondere Wichtigkeit für die Personen seines Romans beizulegen versteht. Einen wahrhaft großartigen Eindruck z. B. macht die Verlobung des Helden und der Heldin seines Romans, Victor Perrin's und Charlottens von Brackenburg, mitten unter dem imposanten Festjubiläum auf dem Märzfelde.

„Thränen flossen und Einer fiel dem Andern in den Arm. Die sich seit Jahren haßten und feindlich gegen-

überstanden, vergaßen in diesem heiligen Augenblick Haß und Zorn, und in brüderlicher Umarmung wurde eine neue Freundschaft geschlossen. Alle Herzen flossen über in Liebe, und die sich nie gesehen, drückten sich jetzt die Hände und küßten sich. Es war ein Fest einzig in seiner Art. Der Bruder suchte den Bruder auf, der Freund den Freund, der Nachbar den Nachbar, der Feind den Feind, um sich zu umarmen, um sich zu versöhnen, um fernerhin mit und durch einander glücklich zu sein. — Und siehe, dort eilt ein Officier der Nationalgarde einer Estrade zu, wo Damen vom höchsten Range stehen. Dort hofften die Aristokraten von Neuem und lagen sich in den Armen. Ein einziges Mädchen stand noch allein und blickte sinnend und mit thränendem Auge in die Menge und dann zum Himmel. Hatte sie, dieses engelgleiche Wesen, keinen Freund? — O wohl! Siehe, jener junge Officier der Nationalgarde eilt auf sie zu. — „Charlotte, meine Charlotte! Alles liebt heute, Alles hofft und vertraut. Nimm auch Du heute meine Liebe an, laß mich hoffen und vertrauen, laß mir den Ring, den Du mir gabst, einen Ring der Verlobung sein und nimm den meinigen dagegen. Der Tag, der unser schönes Frankreich eint, biete mir die schönste Blüthe des Glücks, die ein Mann erhalten kann, Deine Liebe, Charlotte!“ — Und sie sank in seine Arme, und er drückte den Kuß der Weihe auf ihren rosigen Mund und steckte einen goldenen Reif an ihren Finger. — Und die dreihundert Tamboure wirbelten, die vierhundert Priester sangen den Choral, die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, die Fahnen wehten, die Waffen bligten und das Volk jauchzte.“ —

Diese schöne Episode bahnt uns den Weg von dem historischen zu dem ästhetischen Element des Romans. Vor Allem ist hier mit Lob hervorzuheben die ganze Anlage und Durchführung von der Einleitung bis zum Schlußcapitel. Wenn wir anfänglich die Dichotomie eines jeden Bandes nur für anlockende Nebenaushängeschildelein zu betrachten geneigt waren, so überzeugten wir uns hinterher auf das Vollkommenste, daß dem durchaus nicht so ist, und daß diese Abtheilungen in der That die wichtigsten Stationen der Geschichte bilden, gleichsam deren Disposition enthalten, also in logischer Wechselbeziehung zu einander stehen. Der Held des Romans, Victor Perrin, eines tapfern französischen Seemanns Sohn, begibt sich nach des Vaters Tode in einem siegreichen Gefecht mit den Engländern mit einem schicksalschweren Briefe seiner früher verstorbenen Mutter nach Deutschland zu dem alten Grafen von Brackenburg auf Drei-Sternberg in Baiern, verfehlt diesen nach einem unglücklichen Zusammentreffen mit dessen Sohne, als einem ihm unbekanntem aristokratisch hochfahrenden Jüngling, und reißt Weiden, so wie dem Schwesterpaare Anna und Charlotte, den „dunkeln Rosen“, in das Böhmerland nach. Hier trifft er in einer verdächtigen Waldschenke mit den drei Geschwi-

stern Brackenburg zusammen, rettet sie hier mit Hülfe eines schnell und mit gewandter Lebensklugheit gewonnenen Bundesgenossen (später Dieners) aus der drohendsten Lebensgefahr, erwirbt sich dabei durch seine Entschlossenheit und seinen Muth die Zuneigung der jüngeren Schwester Charlotte, überzibt dem herbeigeeilten alten Grafen von Brackenburg seinen Brief, wird aber des Erfolgs davon dadurch verlustig, daß der Briefempfänger in dem sich erneuernden Gefecht mit den verfolgenden Wildschützen erschossen wird. Auch geht der Brief unbegreiflicher Weise spurlos verloren. Nach seiner Genesung von einer schweren Wunde kehrt Perrin in's Vaterland zurück und trifft hier wiederum auf die Brackenburg'schen Geschwister, die verwandtschaftliche Verhältnisse nach Paris gerufen haben. Sein Lebenshorizont füllt sich hier mit schweren und nachtenden Gewitterwolken, aus denen nur die Liebe Charlottens als Hoffnungstern hervorleuchtet. Derselbe „Stolz der Aristokratie“, der Graf Guibert von Montteil, der ihm durch einen schändlichen Betrug die Schwester gemordet, ihn selbst meuchlings angefallen und in die Bastille gesperrt hat, wird Anna's Bräutigam, und sein Verhältniß zu dem Grafen von Brackenburg wird immer fremder und fremder. Seine Freunde und Montteil's Feinde, unter denen die Fürstin von Castellamara, Margarethe, emporragt, arbeiten für seine Befreiung, und diese gelingt bei der Erstürmung der Bastille. Die sich mehr und mehr entwickelnde Revolution zieht ihn und alle Betheiligten in ihre Wirbel. Durch Robespierre, seinen älteren Jugendfreund, wird Perrin Officier in der Nationalgarde und von da an selbstständiger Herr seines Schicksals. Der Graf von Brackenburg an der Seite Montteil's, eines der vorzüglichsten royalistischen Parteihäuptlinge, steht ihm nun als Feind gegenüber. Nichts desto weniger rettet er dem Ersteren sammt dessen Schwestern mit eigener höchster Aufopferung zu wiederholten Malen Freiheit und Leben. Die Hoffnung, der Graf von Brackenburg werde sein doppeltes und dreifaches Dankesversprechen durch Ertheilung der Hand Charlottens einlösen, scheidet an der Entdeckung, daß dieses Mädchen von ihrem Vater, um eine Familiensünde zu sühnen, einem unbekanntem Verwandten zugesagt ist. In der Vendée treffen die Parteien wiederum zusammen, diesmal aber ist Perrin, Oberster bei den republikanischen Truppen, der Unterliegende: er wird Gefangener in dem Schlosse „Bourbon zu den drei Thürmen“, in welchem sein Feind Montteil mit den Brackenburg'schen Geschwistern haust. Er ist nahe daran, ohne die Liebe Charlottens, der als Freundin die Richterin Charette's, „die Amazone von St.-Laurent“, zur Seite steht, von der Verzweiflung verzehrt, und ohne die Hülfe seiner Freunde dem Blutgerichte Stofflet's, des Generals von Anjou und Oberpoitou, überantwortet zu werden. Nach der furchtbaren Endkatastrophe, in der Perrin's Diener, Carl Scharfauge, wieder ganz

in der einstigen Rolle des Bundesgenossen im Böhmer Walde hervortritt, und in deren Folge durch Gustav, ein seit Langem dem Helden innigst befreundetes Conventsmitglied, der Graf von Brackenburg mit seinen Einwendungen gegen die eheliche Verbindung Charlottens und Perrin's zur Ruhe verwiesen wird, kommt auch der verlorene Brief wieder zum Vorschein und erweist nun glücklicher Weise den zum Obersten avancirten Victor Perrin als Denjenigen, der zum Gemahle Charlottens bestimmt ist. Die Feinde haben ihren Untergang gefunden, das Ganze schließt mit einer glänzenden militairischen Trauungsfeierlichkeit, die ein imposantes Seitenstück zu der uns bereits bekannten Verlobungsscene bildet.

Schon aus dieser sehr dürren Inhaltskizze kann man mit Sicherheit entnehmen, daß es an Mannichfaltigkeit und Abwechslung, die romantisch und pittoresk genannt zu werden verdienen, nicht gebricht, daß es nicht fehlt an Licht und Schatten, Tag und Nacht, Sonnen- und Mondenschein, Mittagsgluth und Mitternachtskühle, an Entzücken und Jammer, Freud' und Leid, an Freundschaft und Feindschaft, Lieb' und Haß, Ehrlichkeit und Bosheit, Treue und Verrath, Liebeswortgeflüster und Schlachtgedonner, so wie ähnlichen und ähnlich wirkenden Contrasten. Man kann nicht umhin, die Gewandtheit zu rühmen, mit welcher der Verfasser von Situation zu Situation überführt. Er entfaltet dabei ein sehr glückliches Darstellungs- und Erzählungstalent. Besondere Stärke beweist er in Schilderung von Seegefechten und Seemannsscenen überhaupt, und es will Einem zuweilen dünken, man höre einen zweiten Marryat sprechen. Als Meister erscheint er, wenn es gilt, eine militairische Diversion, einen strategischen Coup auf coupirtem Terrain, einen nächtlichen Ueberfall, ein mitternächtiges Waldgefecht in allen seinen Schrecken vor Augen und Ohren zu führen. Fast möchte man glauben, Hr. Dornau habe seine Studien unter griechischen Piraten eben so wohl, wie unter böhmischen Schmugglern und Wilderern, oder wenigstens unter Grenzjägern und Douaniers gemacht. Statt dessen ist wohl anzunehmen, daß er Militair ist. Ist dies aber der Fall, so verdienen andere Scenen, z. B. solche, wo der Priester Bernier unter wilden Schwingungen seines stählernen Crucifixes, an dessen Nägeln das Blut der erschlagenen Republikaner klebt, durch eine auf hirnverrückte Zusammenstellung von Bibelsprüchen gebaute Art von Capucinerpredigt die aufständischen Reubéer fanatisirt — alle die Scenen, die dem allgemeinen menschlichen Empfinden näher liegen, zu geschweigen — um desto mehr Anerkennung und Lob, da sie Bemächtigung eines durchaus fernem und fremden Stoffes fordern.

Was die Charakterzeichnung der rein dem Roman angehörigen Personen, und dahin müssen wir zuerst den ersten Helden und Liebhaber Perrin (denn wenn wir

auch könnten, dürften wir doch im Sinne des Verfassers nicht verrathen, welcher wahrhaft historischer Moment in ihm liegt), und zweitens mehrere Andere rechnen, die an die wirkliche Geschichte gewissermaßen nur anstreifen — was diese Charakterzeichnung betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß viel Fleiß nicht ohne günstigen Erfolg verwendet worden ist. Mit besonderer Liebe, ja mit einer Art von Vorliebe gezeichnet ist Victor Perrin. Man lernt denselben eben so lieb gewinnen und so gern begleiten, wie dieses die Matrosen von dem Caperschiffe seines Vaters und Corl Scharfauge thun. Hier und da muß man ein Wenig Postromerrie und Renommistengeist nachsichtig mit in den Kauf nehmen und sie für Jugendhige und übersprudelndes Rechtsgefühl gelten lassen. Eine still liebliche Erscheinung bildet Charlotte, doch sollte man meinen, trotz aller ihr beigelegten deutschthümlichen Empfindsamkeit und mädchenhaften Scheu habe sie etwas selbstständiger und selbstthätiger gezeichnet werden können. Sie beweist sich etwas zu leidend, folgt zu oft nur dem fremden Anstoß, um ein recht lebendiges Interesse zu erwecken. Die Schwester Anna steht fast immer im Zwielicht. Auch sie wird oft und viel gelobt, aber was man von ihr selber hört und sieht, das läßt meistens kalt. Man kann sie, wegen einer gewissen Verbärtung gegen den Einfluß aller sich ihr aufdringenden Erkenntniß des Besseren, am Ende kaum bedauern, daß sie ein Opfer der Niederträchtigkeit Monteil's wird. Wie anders ist es mit der früher demselben Schicksal verfallenden Schwester Perrin's! In Adele von St.-Amand wollte Hr. Dornau vielleicht ein bekehrtes oder umkehrendes Mann-Weib schildern; aber es ist ihm nicht ganz wohl gelungen, besonders deshalb nicht, weil er dieses Mädchens Wesen mit zu viel soldatischer Renommisterei oder Großsprecherei versetzte. Man kann sich in ihrem Umgange, trotz der ihr ertheilten — und dabei wohlangelegten und eben so durchgeführten — schönen Rolle der hülfreichen Vermittelung, eines kleinen Unbehagens nicht erwehren. Ein Beweis, daß das Unpassende immer auch etwas Unheimliches besitzet. Nicht besser angesprochen fühlt man sich von dem jungen Grafen von Brackenburg. Es ist rein unmöglich, diesen durchaus flauen, im Guten wie im Bösen gleich mächtigen, an Verstand nicht eben reichen, an Thatkraft aber völlig bankerotten Aristokratenjüngling zu lieben oder zu hassen. Er läßt durchaus gleichgültig. Wenn Adelen am Ende nichts übrig bleibt, als dieses Menschen Liebe zu erhören und sich ihm an den Hals zu werfen, so läßt sich sein hoher Rang unter den Rittern des Pantoffelordens sogleich voraussagen. Als ausgezeichnet ist dagegen zu bezeichnen die Charakterschilderung Margarethens, der Fürstin von Castellamara. Sie hebt sich auf das Uterglänzendste hervor. In der Abbildung Monteil's hat der Verfasser eine höchst ehrenwerthe Besinnung an den Tag gelegt. Er scheut sich nicht, in der Per-

son dieses Musters von einem Höfling das moralische Todesurtheil über alle ähnliche Creaturen auszusprechen und diese in ihrer ganzen Nullität an Menschenwürde und Menschenwerth, in ihrer ganzen Niedrigkeit und Verworfenheit darzustellen. Laster und Sünden sind überall ekelhaft und verdammlich, am ekelhaftesten und verdammlichsten aber auf den Höhen der Ständeleiter. Der Schriftsteller verdient von der Menschheit eine Lorbeerkrone, welcher auch über die Höhen das Licht der Wahrheit leuchten läßt. An Monteil, seiner Gunst bei der Königin und dem König, an seinen ganzen royalistischen Verbindungen und volksfeindlichen Bestrebungen, an allem seinem Thun, Gebaren und Lassen läßt sich ersehen, wie die französische Revolution nicht ausbleiben konnte, wie sie kommen mußte. Wir sind überzeugt, daß unser Verfasser nur portraitiert und sich jeder Lizenz enthalten hat. Der „Stolz der Aristokratie“ bildet im Roman den Gegensatz zu Perrin. Wir würden demselben eine gewisse künstlerische Vollendung nicht absprechen, wenn der Verfasser tiefer in die Lebensdiplomatie des Aristokratismus eingedrungen wäre. Die Fäden zum Gespinnst des Laster- und Sündenlebens Monteil's liegen hier und da zu sehr am Lichte. Seine Verbindung mit dem bärenhaft tölpischen Schweizerhauptmann von Bärenhorst gibt Anlaß zu mehreren Auftritten, die höchst ergötzlich sind und herzinniges Lachen erregen. Nur hätte sich der Verfasser in Zukunft, zu bereits Abgegriffenem zu greifen. Der Untergang Monteil's ist der poetischen

Gerechtigkeit angemessen und wirkt ächt tragisch. Ein Advocat und ein Agent spielen auf der Bühne des Romans die Intriguentenrollen mit ziemlicher Virtuosität und geben zugleich ein Zeugniß von nicht geringer Erfindungsgabe und mancherlei Lebenserfahrung. Zwei weibliche Charaktere, Perrin's Tante und Margarethens Mutter, Jede von der Andern verschieden, geben sehr gute Lebensbilder. Perrin's Freund, Gustav (eine versteckte historische Person) streift einige Male wie ein Deus ex machina vorüber. Mehr Consistenz hat der Baron von Falkenhain, der Repräsentant adeliger deutscher Biederkeit. Er bildet eines der Hauptglieder in der Kette der Verwickelungen. Die übrigen Personen, die mit Nebenrollen bedacht sind, können wir deshalb schweigend übergehen, weil wir von denselben meist nur Lobendes würden sagen müssen.

Es übrig, noch ein Wort über die Sprache des Verfassers beizufügen. Sie ist leicht und gewandt, angenehm und correct, ermangelt aber in etwas eines tieferen Studiums, einer sorgsameren Feile, leidet oft sichtbar an einer gewissen Einförmigkeit und Eintönigkeit, die bis zur Wiederholung derselben Worte und Redensarten herabgeht. Doch möchten diese Mängel nur dem aufmerksameren Leser hier und da auffällig werden.

Die äußere Ausstattung des Romans ist, wie man es von der Reichenbach'schen Verlagshandlung gewohnt ist, zweckmäßig, schön und geschmackvoll. 31.

D r e s d e n .

Königl. Hoftheater.

Donnerstag, 7. August:

Der Sohn der Wildniß. Romant. Drama in 5 Acten, von Fr. Palm. — Ingomar, Herr Fürst, vom Hofburgtheater zu Wien, als Gast.

„Vom Hofburgtheater zu Wien“ ist bei der großen Bedeutung dieses Kunstinstituts allerdings eine Art von Empfehlung, und sie ist es wohl besonders bei einem Drama, das von dem Dichter speciell für die Individualitäten der bedeutendsten Künstler an jener Bühne geschrieben ist. Wenn aber eine solche Empfehlung an sich schon geeignet sein muß, die Anforderungen an ei-

nen solchen Gast zu erhöhen, so ist gerade die Rolle des „Ingomar“, für die man unwillkürlich gerade vom Wiener Hofburgtheater aus Vorzügliches erwarten zu müssen glaubt, da dasselbe in Ludw. Löwe unzweifelhaft den ersten und meisterhaftesten Darsteller dieser Rolle in ganz Deutschland besitzt. Ist alles Das auch nicht der Gesichtspunkt, von welchem die Kritik auszugehen hat, so wird sie doch ebenfalls und um so lebhafter daran erinnert, wenn sie, wie in der heutigen Gastdarstellung eine glänzende Rolle durch weniger als Mittelmäßigkeit ausgeführt, durch mehrfache Mängel der grellsten Art fast verunstaltet sieht. Palm's „Sohn der Wildniß“ ist eine mißglückte Apotheose der physischen rohen Kraft gegenüber der vom Dichter bis zur Lächerlichkeit stiefmütterlich behandelten Cultur und Ingomar der Repräsentant und Träger der ersteren.

Schon hieraus und ohne daß es noch eines weiteren Eingehens auf den sonstigen Gehalt der Rolle bedarf, geht die unabwiesbare Nothwendigkeit hervor, daß die Darstellung die möglichste Vorzüglichkeit und Vollendung in allen Aeußerlichkeiten, in aller und jeder äußeren Begabung vom Schauspieler erfordere, wenn nicht Dichtung wie Darstellung gleich mißglückt erscheinen sollen. Aber schon der Dichter hat für sein Werk die besondere Nothwendigkeit der idealisirenden Verklärung und Veredlung durch ein höher stehendes, der Poesie mehr zugeneigtes und Raum gewährendes Element, durch das beseligendste der Menschenbrust, durch eine aus tiefem Gemüthe emporblühende Liebe, erkannt und zu zeigen gestrebt, welche Macht sie auch der rohen Kraft gegenüber ausübt. Wir lassen die Frage über die Wahrscheinlichkeit und Naturwahrheit, mit der dies in der Titelrolle bewirkt worden, bei Seite, da es uns hier nur darum zu thun ist, den gesammten, factischen Gehalt des Charakters der Titelrolle und mithin auch dessen poetische Seite als ein durch die Darstellung in gleicher Maasse wie die zuerst genannten Erfordernisse zur Anschauung zu bringendes Moment gleichsam zu constatiren. Die innige Harmonie dieser beiden mit gleicher Natur: wie Kunstvollendung zur Anschauung gebrachten Charakterhälften hat aber gerade Ludwig Löwe's Triumph als Ingomar bewirkt, während Herr Fürst an einer Aufgabe gescheitert ist, die bei reichlichen und tüchtig geschulten äußeren Mitteln des Darstellers nicht einmal zu den schwierigsten dieses Faches gehört, und dieser Vorwurf muß den geehrten Gast um so härter treffen, je weniger seine äußeren Mittel von Natur aus unbedeutend sind. Eine große, kräftige Gestalt, einnehmende Gesichtszüge, lebendige Augen, die eine durch die Fülle des Gesichts beeinträchtigte Mimik auszugleichen vermöchten, ein starkes, kräftiges Organ sind die günstige Mitgift der Natur auf den Kunstweg; aber dieser scheint Alles gethan zu haben, die Mitgift zu entwerthen, anstatt ihren Werth zu steigern, und besonders das Organ ist in Folge mangelhafter Ausbildung, durch Verbildung und Manier für ein richtiges Sprechen auf der Bühne zur Zeit völlig untauglich. Der Sprachton wird nicht richtig gebildet, er erscheint stets gequetscht, nasal, oder von den Zahnwänden beeinträchtigt, oder singend und ohne daß der östreichische Dialect geradezu vorhanden, hört man es doch den einzelnen Sprachtönen sehr deutlich an, daß sie mit der der Dialectsprache gewöhnlichen und eigenthümlichen Stellung der Sprachorgane gebildet werden. Nächstdem müssen Herrn Fürst die ersten und allgemeinsten Regeln der Declamation fremd sein, da er von richtiger Eintheilung des Athems, von richtigem Zusammensprechen zusammengehörender Worte und Sätze keinen Begriff zu haben scheint; ein Zerhacken der Redesätze je nach dem Ende der Verse, ein bis zur gänzlichen Undeutlichkeit, wie es scheint durch falsches Athemholen geschwächter Ton der Rede, besonders am

Ende der durch Affect gesteigerten, schnell gesprochenen Stellen, ein stetes Pathos auch bei den einfachsten Conversationsphrasen, und selbst fehlerhafte Aussprache einzelner Worte (z. B. Dinnt statt Dienst, befoht statt befahl) heißen Mängel, die nur dem Anfänger nachzusehen sind, der ganzen Darstellung aber schon von vornherein ein zweideutiges, schielendes Ansehen verliehen. Eben so wenig vermochte ein tieferes Eingehen in die Leistung des Gastes zu befriedigen. Von einer Identificirung der ganzen Individualität mit der Rolle, von dem Vorhandensein inneren Seelenlebens, von dem Wirken des eigentlichen poetischen Elements, das die Schöpfungen des dramatischen Künstlers erst zu einem Kunstganzen erhebt, fanden wir nichts in Hrn. Fürst's „Ingomar“; dieser war nichts als ein mit jenen oben gerügten Mängeln herunter declamirtes, jeder Charakterentwicklung und Einheit entbehrendes Stückwerk, dessen urpoetische Nüchternheit und Kälte, ein einziges Mal bei Ingomar's Schilderung, wie er Parthenia auf dem Wege nach Massalia sorgsam geleitet, durch größere Lebendigkeit und Rundung in Sprache und Haltung wohlthätig unterbrochen, nicht weniger störte, als eine gewisse moderne, Mangel an Würde bekundende Haltung im Gang und äußerem Wesen dem Charakter durchaus zuwider war. Wie sehr dem Künstler alles poetische Element, jede höhere geistige Erhebung, jede Möglichkeit tragischer Affectäußerung in der Reproduction fehlt und wie jedes Streben darnach durchaus mißglückt, zeigte z. B. die Scene mit Parthenia, in der er sie tödten will, in der sie ihn mit dem Dolche bedroht und in der er am Boden liegend, sein Weinen gewaltsam zu unterdrücken strebt. Diese Stellen erhielten durch Hrn. F.'s Ringen nach tragischer, leidenschaftsvoller Tiefe, einen durchaus komischen Anstrich, wie sein Mühen nach den Tönen inniger, aus der Brust erquellender Liebe nicht diese, sondern fast nur jenen nasalen Klang der modernen Salonsprache zu Gehör brachte, den wir auf der Bühne niemals, am aller ungernesten aber von dem idealisirten Prototyp eines reinen, unverdorbenen Naturmenschen hören mögen. Daß Hr. Fürst unter solchen Umständen auch beim Publikum nicht ansprechen konnte, war natürlich, und bei einer einzigen Gastrolle ist ihm freilich auch die Möglichkeit versagt, durch bessere Leistungen, wenn sie ihm möglich sein sollten, seinen Credit zu heben. Für die hiesige Bühne ist aber leider abermals die Hoffnung, einen tüchtigen Heldenspieler zu erhalten, unerfüllt geblieben. Allerdings sind dieselben dormalen äußerst selten in Deutschland, doch bei der Dresdner Hofbühne sollte man einen solchen Mangel nur vorübergehend zu beklagen haben.

R. S.

Sonnabend am 9. Aug. zum ersten Male:

Ein Brief aus der Schweiz. Schauspiel in 5 Acten, von der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit“.

Wir haben der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit“ einen nicht unbedeutenden Standpunkt in der Geschichte der deutschen dramatischen Literatur anzuweisen geglaubt, wenn wir bei Besprechung ihrer „Regine“ in Nr. 3 des Beibl. „Dresden“ vom Jahre 1843 die Reihe ihrer Bühnenwerke als den Weg bezeichneten, auf welchem es für die Bühne in Deutschland unternommen worden sei, von dem Schau- und Schauer-Plage französischen Alter-Romanticismus zu der gemüthlichen Stätte deutscher Wahrheit und Einfachheit, zu deutschem Familienleben und nationaler Selbstständigkeit zurückzukehren. Um jedoch ein solches Streben, eine solche Richtung in der deutschen Dramatik so nachhaltig als allgemein wirksam und maassgebend zu machen, war es freilich unumgänglich nothwendig, auch die Mängel zu vermeiden, welche früher schon zum Theil Geschmack und Kunsturtheil von den Pflegern des durch die Verfasserin wiederum aufgesuchten sogenannten bürgerlichen und Familien-Drama's, und namentlich von Iffland und Kozzebue abgelenkt hatten. Das aber ist von der Verfasserin nicht geschehen, sondern wir finden auch bei ihr die Trivialität des gewöhnlichsten, unpoetisch-sprödesten Alltagslebens, des schalsten, meistentheils um Geld und Geldeswerth sich drehenden Familienjammers zum Drama verarbeitet, in welchem den tiefer eingehenden Beobachter die äußerst fließende und gewandte Sprache und die von großer Bühnenkunde zeugende Zuthat mancher, auf die Gemüthsensibilität des heutigen schwachnervigen Publikums mit Erfolg wirkender Effectsituationen und überschwänklicher, die Thatkräftigkeit zurückdrängender Gefühlsdeclamation für den Mangel neuen, poetischer würdigeren Stoffes, fortschreitender Handlung, festerer, die Tiefe des menschlichen Inneren mehr erfassender Charakter-Zeichnung und Entwicklung nicht zu entschädigen vermögen. Gerade bei den neuesten, in Berlin bereits früher, jedoch ohne besonderes Glück beim Publikum, zur Aufführung gebrachten Drama's waren wir genöthigt, auf eine allgemeine Charakteristik der Bühnenstücke der Verfasserin zurückzukommen, weil sich gerade in ihm alles das Obengesagte in besonderer Entschiedenheit ausgeprägt findet. Das Einzelne dürfte dieses allgemeine Urtheil nicht Lügen strafen! Graf von Neuenburg (Hr. Porth), der Inhaber eines hohen Namens und bedeutender Lehngüter, ein schroffer, kalt-berechnender Ultraaristokrat, erscheint als der Vater zweier erwachsener Kinder: eines Sohnes, Philipp (Hr. Emil Devrient), der etwas leichtfertig, aber kräftigen Gemüthes, und von seiner in ihrer Ehe unglücklichen Mutter (Fr. Berg) angebetet, auf dem Punkte steht, Sidonie (Fr. Bayer), die Nichte eines

alten Degenknopfes, des Generals von Breitenfeld (Hr. Winger) zu heirathen, über deren beiderseitige Liebe man anfangs in Ungewissheit bleibt, da die Heirath mehr Convenienzfache scheint, — und einer Tochter, Louise (Fr. Lebrun), für welche der Vater gleichfalls, und zwar glänzende Vermählungspläne hegt, die aber über ihr Herz bereits anderweit verfügt und sich einem Vetter, Graf Guido von Neuenburg (Hr. Kramer), versprochen hat, der zu einer mit dem alten Grafen in Todtfeindschaft lebenden Seitentinie der Neuenburge gehört und der Lehnserbe sein würde, dafern der alte Graf ohne männliche Erben verstürbe. Guido hat sich aus Liebe zu Louise unter dem Namen eines Baron Wellenthal in das Haus des alten Neuenburg einführen lassen, um nicht schon von vorn herein die Familienfeindschaft zwischen sich und den Vater der Geliebten, die anfangs den wahren Namen Guido's gleichfalls nicht kennt, als Hinderniß eintreten zu lassen. In diesen Verhältnissen erfolgt im Anfange des Stückes die Ankunft von Philipp's Braut zur feierlichen Verlobung. Zu derselben Zeit langt aber auch ein Schweizer, Andreas (Hr. Ed. Devrient), aus seinem Vaterlande an. Seine Frau, die vor mehr als zwanzig Jahren Wärterin im Hause der Familie Neuenburg war, als diese sich bei der Geburt Philipp's in der Schweiz aufhielt, ist verstorben, nachdem sie ihren Mann beauftragt, nach ihrem Tode ein Briefpaquet persönlich Philipp einzuhändigen. Der trauernde Wittwer führt, als die Gäste zur Vollziehung des Ehecontractes im Breitenfeld'schen Hause versammelt sind, diesen Auftrag aus; der übergebene Brief nebst vollgültigen Documenten unterrichtet Philipp, daß er nicht der Sohn des alten Grafen, sondern ein bei dem bald nach der Geburt erfolgten Tode des gräflichen Lehns-erben von dem Grafen mit Hilfe der Schweizerwärterin untergeschobener Waisenknabe, Felix Meunier; Philipp verweigert hierauf, ohne irgend Jemand das Geheimniß zu verrathen oder sonst einen Grund für sein auffallendes Benehmen anzugeben, die Unterzeichnung des Ehecontractes; er will darauf in den Krieg, einen Namen und Rang und dadurch die jetzt verlorene Braut sich erwerben, die ihn in frühere Liebesbände verstrickt glaubend, zwischen Liebe und Verdammung schwankt, während der Dheim mit dem Degen dreinzuschlagen wünscht. Diese Situation währt bis zum vierten Acte. Nachdem aber Philipp dem Grafen die Verschweigung des Geheimnisses unter der Bedingung zugeschworen, daß Louise den Vetter Guido heirathen dürfe, nachdem Philipp von den Seinen Abschied genommen, kommt der Brief aus der Schweiz nebst Documenten durch Mißverständnis und Eigenmächtigkeit eines vorlauten Dieners, Andreas (Hr. Quanter), dem Philipp den Schlüssel zu seinem Schreibtische gegeben, in die Hände des Generals Breitenfeld, der mit diesen Waffen dem alten Grafen dessen schon früher gegebene Einwilligung zur Verheirathung Louises mit dem feindlichen Vetter, der

sich nunmehr zu erkennen gegeben, nochmals abnötigt, Philipp adoptirt und mit Sidonien verheirathet. Dies das Skelett der Fabel, welcher man Neuheit in Erfindung des Thatsächlichen wie der Motive und Charaktere sicher nicht nachrühmen kann. Allein wir möchten das Alles noch nicht als die grellsten Mängel bezeichnen. Diese finden sich wohl in der Fortspinnung und der Entwicklung des Ganzen an den zwei wichtigsten Stellen, sind so gewaltsamer und unwahrscheinlicher Natur, daß man sie kaum der bühengewandten Verfasserin zutrauen möchte. Wir meinen erstens Philipp's unnatürliches und unwahrscheinliches Benehmen gegen Sidonie, nachdem der Brief aus der Schweiz ihm das Geheimniß entdeckt. Warum sich ihr nicht entdecken, warum nicht wenigstens, wenn er den Grafen schonen will, offen ihr sagen, daß heilige Pflichten und Rücksichten für diesen ihn zwingen, den Grund seines Benehmens zu verschweigen, warum statt dessen ohne Noth der Verachtung der Geliebten sich Preis geben, die er selbst doch nicht aufgibt? Dieser Verstoß gegen Natur und Wahrheit wirkt aber um so ungünstiger, je deutlicher das Stück durch ihn allein sich fortspinnt. Der zweite, eben so grelle Verstoß gegen Wahrscheinlichkeit liegt in der an's Lächerliche streifenden Gezwungenheit, mit welcher eine glückliche Lösung des Knotens herbeigeführt wird, indem Philipp einem alten Diener den Schlüssel zu seinem Schreibtische giebt, um Geld herauszunehmen, der Diener aber von den ihm beim Deffnen des Fisches in die Hände fallenden Papieren ein nicht überschriebenes, versiegeltes Paquet, das die Schweizerdocumente enthält, in denen er aber andere für Sidonie und deren Oheim bestimmte Papiere wähnt, blindlings und ohne Weiteres diesen zu trägt, wodurch denn bei dem ehrenwerthen Charakter des alten Oheims Alles in's rechte Geleis kommt, womit aber auch die mildeste Kritik sich nicht einzuverstehen vermag. Hierzu kommen noch andere Einwürfe, die der Verfasserin zu machen sind. Es erscheint nicht recht wahrscheinlich, daß der alte Graf bei seinem eingerosseten, grenzenlosen Adels- und Familienstolze ein unbekanntes, niedriges Waisenkind zum Sohn und Erben annimmt, um einen Verwandten seines Namens, seiner Familie, aus bloßer Rache durch einen Betrug von dem Lehnbesitze auszuschließen; es ist unerquicklich, diese schroffen, in unserer Zeit so sehr zurücktretenden Adelstheorien in breiter Weise das ganze Stück hindurch sich spreizen zu sehen; es ist eben so unerquicklich als unpoetisch, mehrere Acte hindurch zum Schauplatz der kleinlichsten Situationen einer „auseinandergegangenen Partie“ und auf der Bühne Das möglichst breitgetreten zu sehen, was uns im wirklichen Leben schon amwidert. Demnächst hat die Verfasserin in der Mutter- und Sohnesliebe einen kräftigen Hebel, auf die Gemüther zu wirken, gesucht — und durch das ausgezeichnete Spiel der Betheiligten auch

gefunden, — aber sie hat es gethan, nachdem der Sohn und das Publicum bereits wissen, daß ersterer untergeschoben; ein Umstand, der für den Ruhigprüfenden diesen Hebel merklich schwächt, da die höchste Heiligkeit der Eltern- und Kindesliebe als das erhabenste Naturgeheimniß jedenfalls und unbezweifelt in der Geburt zu liegen scheint. Weitere Einzelheiten des Stückes wie der Charaktere bei Besprechung der Darstellung. — Diese haben wir, abgesehen von einer merklichen Gedächtnißschwankung in den ersten Scenen und ein paar anderen Kleinigkeiten, als eine ganz vorzügliche zu bezeichnen, die nicht nur dem neuen Stücke zum wesentlichsten Nutzen, sondern auch der Bühne wie den Darstellenden zur größten Ehre gereicht. Fehlte es auch Hrn. Porth als Graf von Neuenburg an dem vornehmen Wesen, das diese Rolle durchaus erfordert, so ließ doch die Kälte und Schroffheit, die sie in sich trägt, diesen Mangel weniger grell hervortreten, und die Würde und gemessene Haltung, namentlich in den späteren Acten, besonders aber im fünften, als der stolze Mann eine eben so unwahrscheinliche wie plumpe Strafpredigt von dem alten General auszuhalten hat, trug zur Milderung der Situation wesentlich bei. Uebrigens ist es widerwärtig, den kalten, ernstern Grafen wiederholt vom Selbstmord sprechen zu hören; energische Männer führen dergleichen wohl aus, drohen aber nicht wiederholt damit, wie ein schwachtender Liebhaber. — Frä. Berg war als Gräfin von Neuenburg ganz die schwärmerisch liebende Mutter, wie die Verf. sie gewollt, und die Ausbrüche ihrer Mutterliebe bei dem bevorstehenden Weggange des Sohnes gehörten jedenfalls zu dem Trefflichsten des heutigen Abends, während der Charakter selbst weder in die Handlung eingreift, noch, außer durch die obengedachte, von den Verhältnissen für das Publicum jedenfalls geschwächte Gefühlsseite, in Zeichnung oder sonst von Interesse ist. — Philipp ist so ziemlich die einzige Rolle des Stückes, bei welcher sich Charakterentwicklung vorfindet. Er ist eine tüchtige Natur, Lebenslust und Stellung haben ihn etwas leichtfertig gemacht, deshalb gilt ihm auch seine Braut nicht gar zu viel, seine Verheirathung ist ihm mehr Conventionsfache als Lebensfrage, und so fanden wir auch Hrn. Emil Devrient mit einer Leichtigkeit und Beweglichkeit, wie die Jugend Philipp's sie verlangt. Da bricht durch den Brief aus der Schweiz das Unglück über ihn herein, seine edle Natur tritt hervor und bewährt sich in den Stürmen, seine Liebe zu Sidonien wird gezeitigt. Seine Pläne für die Zukunft können wir nur billigen, desto weniger sein oben gerügtes Schweigen, wie sein Zögern und seine Umständlichkeit bei Vorbereitung seiner Reise, und sein wiederholtes Versichern, daß er sich in Algier todtschießen lassen wolle. Das sind Momente, durch welche die Verf. ihr Werk wieder zerstört, und zwar zum Theil absichtlich, da

sie hierdurch die Entwicklung herbeiführt, über welche wir bereits gesprochen. Jedenfalls geschah von dem Darsteller, was für die Einheit des Charakters in männlicher, edler Haltung geschehen konnte, und in den Effectscenen, besonders mit Fr. Berg, beschwor der Künstler Töne so innigen, tiefen Gefühls aus dem Innersten der Brust hervor, wie sie Wenigen von der Natur zugetheilt sind. — Das war bei Fr. Lebrun als Guido's Geliebte keineswegs zu gewahren, und so wenig auch die Verf. gethan hat, diese Rolle nur einigermaßen als solche zu gestalten, so wußte doch Fr. Lebrun durch wahrhaft widerwärtige Nüchternheit und Apathie das Wenige noch auf Nichts zu reduciren. — Auch von Hrn. Kramer's Rolle (Guido) ist dasselbe zu sagen, wenn schon nicht gerade dasselbe von dem Darsteller gilt. — Eine wackere Soldatenfigur fanden wir in Hrn. Winger als alter General Breitenfeld, sie entsprach des Künstlers Individualität vollständig, und der Fleiß der Ausführung blieb nicht dahinter zurück; durchaus angemessen: polternd eindringlich, mit einem Anfluge von Gemüth war der Ton, in welchem der Künstler die oben erwähnte Strafpredigt in ihrem verlegenden Wesen zu mildern wußte. — Dafür hatte ihm auch der Himmel eine recht schöne Nichte, Cäcilie, in Fr. Bayer besetzt, die mit tiefem Gemüthe das Unbestimmte und Zweideutige in ihrem Verhältnisse zu Philipp vor dessen Rücktritt auszugleichen und mit festerer Basis zu versehen, mit Tact und Feinheit des ganzen Wesens aber das Peinlich-Undelicate ihrer Stellung nach Philipp's Rücktritt so weit möglich auszugleichen wußte. — Auch Hr. Quanten gab als Andreas ein naturwahres, ansprechendes Bild des alten herrschaftlichen Dieners. Die Art und Weise, wie derselbe die Katastrophe herbeiführt, fällt mehr der Fabel des Stückes, als dem Charakter der Rolle zur Last. — Endlich ist noch der alte Schweizer Stephan und dessen Darstellung durch Hrn. Ed. Devrient zu erwähnen. Als Character ist derselbe kaum zu betrachten, da außer einiger Geistesbeschränktheit und dem Umstande, daß man nicht weiß, weshalb er dem alten Grafen bei dessen Ausfragen den Auftrag und die Sendung der alten Wärterin an Philipp verschweigt, da er doch gegen Andreas Alles ausplaudert, und nichts Unrechtes ahnt, besondere Zeichnung nicht zu gewahren ist. Hr. Ed. Devrient suchte allerdings in der äußeren Haltung und im gebrochenen deutschen Schweizerdialecte die nationale Außenseite, wie durch einen

treuherzigen, einfach-gemüthlichen Ton das innere Wesen des Schweizerbewohners dem Zuschauer zu vergegenwärtigen. Der Künstler würde aber als Graf Neuenburg besser an seinem Platze gewesen sein, da sein Organ der bezeichneten Tonart nicht allzugünstig ist, während ihm Anstand und Würde bei moderner Neuheitlichkeit weit mehr zu Gebote stehen, als Hrn. Porth. Die Darstellung erntete mit Recht reichen Beifall, und der weniger in den tieferen Zusammenhang und das tiefere Verständniß des Stückes eingehende Theil des Publicums wird bei solchen Sentimentalitätsregistern, wie sie in dem Stücke gezogen sind, und bei der ausgezeichneten Darstellung dasselbe gewiß einige Zeit auf dem Repertoire festhalten. Schon die Thränen, die heute aus vielen schönen Augen geflossen sind, lassen uns darauf schließen.

R. S.

Repertoire.

August. 6. Am Link. Bade: Doctor und Friseur. — 7. Der Sohn der Wildniß (siehe oben). — 8. Der Freischütz. Oper. Agathe, Fr. Hezenecker, k. baier'schen Hoffängerin, als letzte Gastrolle. — 9. Zum ersten Male: Ein Brief aus der Schweiz (siehe oben). — 10. In der Stadt: Alessandro Stradella. Oper. (Das brechend-volle Haus entließ den Inhaber der Titelpartie, Hrn. Tschatschek, mit reichem Beifalle und Blumenspenden nach Coburg, wohin der Künstler eingeladen ist, um als der erste Tenorist Deutschlands vor der Königin von England die deutsche Oper würdig zu vertreten.) Am Link. Bade: Richard's Wanderleben. — (Wir freuen uns, daß Hr. Emil Devrient als Richard Wanderer den Künstlern unserer Bühne mit lobenswürdigem Beispiele vorangegangen ist, indem er die von den Repräsentanten erster Fächer mit einer levis nota belegte Linkesche Babbühne seines Auftretens nicht unwürdig gehalten hat.) — 11. Christophe und Renata. — Der Vorsatz. — 12. Alessandro Stradella. Oper.

F e n i l l e t o n .

Alter Theaterzettel. In den Kaufhallen oder Kogen (Buden) in Prag stand früher auch die Prager Bühne. Aus jener Zeit bewahrt man noch einen Theaterzettel, welcher ungefähr achtzig Jahre alt ist und vom damaligen Director Luccatelli her stammt. Er lautet folgendermaßen: „Heute den 2c. wird aufgeführt: Fleura, der Vermenschte Teufel in einer Weiblichen Nachbegierd, sonst: die unglücklichen Früchte der verbulten Nacht-Schwermer auf denen Universitäten, mit Hannß-Wurst Einem eyfersüchtigen, doch interessirten Liebhaber, erschreckten Nacht-Schwermer und gezwungenen Menschen-Fleischhacker.“ — Hierauf folgt nun ein Programm „dieser recht remarquablen Ausarbeitung“, welches in Kürze also lautet: Man werde „den offenen Höllenrachen und in den Flammen desselben den Stolz und die Wollust auf einem Ziegenbocke reitend, und die Rache — die das Menschenherz benaget, einen Friedhof mit offenen Gräbern, woraus die Todten heraufbeschworen werden, und endlich einen Garten, worin die Leiche eines unglücklichen Liebhabers zerhackt wird — zu sehen bekommen.“

Die Zahl der in Deutschland existirenden Commissionen ist nicht unbeträchtlich, als da sind: Bau-, Musik-, Friedensstiftungs-, Ermittlungs-, Decorations-, Befrittungsabwehr-, Redactions-, Stylverbesserungs-, Einquartirungs-, Unordnungs-, Geldberbeischaffungs-, Geburtshausbestimmungs- Commissionen, und man wünscht, daß noch eine „Beethoven-Denkmal-Empfangsfeierlichkeits-Commission“ hinzugewählt werde.

Ankündigung des Schneidermeisters Hoyer in Leipzig. Hoyer ist bekannt durch seine originellen Anzeigen und Anpreisungen. Unter Anderem ließ er Folgendes bekannt machen: Es sei durch die Bemerkung eines Freundes sein gerechter Stolz geweckt worden, er könne nicht einsehen, was denn eigentlich ein Tonkünstler vor einem Kleiderkünstler voraus haben solle. Strauß habe den Schwindel angefangen und jedem Walzer oder Ländleropus einen geheimnißvoll klingenden Namen gegeben. Da nun die Welt einmal getäuscht werden will, so könne er nicht umhin, auch ferner jedes Opus ganz besonders zu benennen. Es seien daher bei ihm folgende Opera zu haben: Das Leben ein Tanz (Ballhose). — Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd 2c. (Reithose, frei nach Schiller). — Sag', Poete, sag', Prophete, was bedeutet dieser Traum?

2c. (Morgenröcke von persischen Mustern nach dem westöstlichen Divan). — Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft 2c. (rund gearbeitete Westen mit Wattpanzern). — Adelaide (Frühjahrsfrack, Text von Matthison, Musik von Beethoven) Façon von C. S. Hoyer.

Der beraubte Dieb. Vor Kurzem wurde ein alter Invalide vor das Polizeigericht zu Neapel gebracht, um daselbst wegen Beraubung eines Diebes verurtheilt zu werden. Der alte Soldat hatte nämlich in einer Kirche gebetet, auf einmal fühlte er eine fremde Hand in der Tasche seines Rockes. Vorsichtig brachte er nun seine Hand unter den Schooß seiner Uniform und ergriff plötzlich die Hand des Zudringlichen, und zwar mit solcher Gewalt, daß der Dieb jämmerlich um Gnade bat. „Was sucht Ihr in meiner Tasche?“ fragte der alte Krieger. — „Gar nichts!“ antwortete der Dieb. — „Nun wohl, so thut etwas hinein!“ — „Ach, Excellenz, ich habe auch nicht einen Bajocco.“ — „Nun gut, so werde ich Euch nicht von der Stelle lassen!“ — Da nun der Dieb sah, daß er nicht entweichen konnte, steckte er dem Soldaten einige Geldstücke, eine Brille und endlich ein seidenes Tuch in die leere Tasche, mit der Versicherung, dies sei Alles, was er den Tag über erbeutet habe. Als er sich nun freisah, wollte er sich schnell entfernen, aber einige Polizeiofficianten, welche in der Nähe waren und den ganzen Vorgang mit angesehen hatten, bemächtigten sich seiner und des Invaliden. Beide wurden bestraft.

Nun ist auch die Stütze des Schauspiels von der Leipziger Bühne geschieden, Mad. Dessoir ist nach Mannheim übergesiedelt. Andere tüchtige Mitglieder haben die Bühne gleichfalls verlassen, und so wird es bald dahin gekommen sein, daß Leipzig die Ringelhardt'sche Leitung zurückwünscht, denn von neuen guten Engagements verlautet noch nichts, und damit, daß die Bühne einige schlechte Stücke Leipziger Literaten aufführt, und daß der mit Freibillets gestopfte Theil der Leipziger Presse in's Pöbhorn stößt, und andere selbstständige Organe, welche die maaklose Kühnheit haben, das Schmidt'sche Bühnen-Elorado nicht für vollendet zu achten, herabzusetzen und zu schmähen sucht, wird die Leipziger Bühne unter der Schmidt'schen Direction schwerlich aufrecht erhalten werden. Wir wagen es übrigens, jene Leipziger Journale bei ihrem Freibilletsystem vor ihrer eigenen Würde

gegen den Tadel selbstständiger Stimmen aufzustehen und die Leipziger Theater-Direction zu vertreten, bei der sie allabendlich im Theater zu Gaste gehn? Ein Leipziger Journal, das seine Stimme abgeben will, möge zuvor ein vollgültiges Zeugniß seiner Unabhängigkeit beibringen, dann werden wir uns die Mühe geben, ihm zu antworten. Ewig Schade, daß es nicht möglich ist, alle Blätter unter den Laube'schen Fürstenhut zu bringen und zur Apotheose einer selbstgeschaffenen Herrlichkeit zu zwingen.

Aus der Medaillenmünze von G. Loos in Berlin ist abermals eine vorzüglich ausgeführte Medaille, auf das 25jährige Regierungsjubiläum und die silberne Hochzeitfeier des Fürsten von Lippe-Detmold, hervorgegangen.

Ueber La Roche wird aus Hamburg Folgendes geschrieben: Der treffliche La Roche hat nun sein Gastspiel im Thalia-Theater beschlossen — für alle Freunde wahrer Schauspielkunst viel zu früh! Er gab, außer den stattgefundenen Wiederholungen vom reichen Mann, Klingsberg, armen Poeten und Capitain in der Vorleserin: den Amtmann Riemen in der Aussteuer, Shylock, und Shewa im Cumberland'schen Juden. Am meisten zu bewundern an seinen Leistungen ist die scharfe Sonderung der Gestalten, bei doch eigentlich feiner und zarter Form. Jeder von ihm dargestellte Charakter erscheint in scharf abgegrenzter Individualisirung, dem Tone, der Maske und der Plastik nach. Dennoch bedient er sich niemals der Blendemittel: er erscheint heut nicht übertrieben corpulent, morgen skelettmager, heut in tiefem Basse sprechend, morgen fistulirend — der Unterschied ist subtil, aber schlagend, dem inneren Wesen verschiedenartiger Menschen abgelauscht und, aus diesem entspringend, der äußeren Erscheinung aufgeprägt. Weil alles Aeußere, was La Roche bietet, aus tiefer philosophischer Anschauung der Aufgabe entspringt, gewissermaßen stets als bezeichnender Ausdruck eines passenden Gedankens oder einer passenden Empfindung, erscheint sein Spiel so wunderbar ungezwungen und natürlich, daß man nicht begreifen kann, wie nicht jeder Schauspieler sich in dieser Weise gebe. Aber diese Weise ist der Silberblick der Kunst, ist die durch Studium, Übung, Bildung, Weltbeobachtung, und errathendes Genie endlich errungene objective Wahrheit. Wo ihm das Original im Leben mangelt, erräth das Genie des großen Schauspielers die Wesenheit des Objectes, wie der Dichter; und das Talent des Publikums, auf der Stelle die getroffene Wahrheit zu erkennen, kommt ihm entgegen. Was La Roche leistet, wird verstanden von Gebildeten und Ungebildeten, weil der Takt für strenge Richtigkeit der Menschendarstellung angeboren ist. Dem Wahnsinn nahe Verzweiflung erschüttert auf der Bühne auch solche Leute, welche niemals einen

ähnlichen Affect in der Wirklichkeit bezeugt haben, und in Romeo und Julie entströmen Thränen auch solchen Augen, die noch unbekannt sind mit der verlangenden Liebessehnsucht. La Roche ist nicht ein Schauspieler für das Theater in Wien oder in Hamburg, er ist ein erster Künstler der deutschen Bühne. Er spricht und handelt nach Gesetzen, die nicht Gültigkeit in einer Stadt oder in einem Lande haben, sondern die aus der allgemeinen deutschen Nationalität entsprungen sind und ihre Gültigkeit behaupten, so weit die deutsche Zunge reicht.

Die Bronze-Statue des verstorbenen Königs Wilhelm III. von Preußen ist nun vollendet und soll in Potsdam aufgestellt werden. In aufrechter Stellung, mit entblößtem Haupte, in Uniform und mit den gewöhnlichen Orden decorirt, ist die ganze Gestalt von einem langen Mantel umflossen, der in reichem Faltenwurfe unterhalb der Brust zusammengehalten wird.

In Rom wird eine deutsche Buchhandlung errichtet werden. Zeither gab es für deutsche Literatur in Rom nichts als ein Debit-Comptoir der Cotta'schen Verlagsartifel.

Félicien David hat auf seiner Reise durch Deutschland eine neue große Composition vollendet: Moses auf dem Berge Sinai.

Ein kühnes Wagstück. Die bis jetzt für unmöglich gehaltene Besteigung der sogenannten Wetterhörner im Canton Waadt wurde kürzlich von einem jungen Engländer, Namens Speer, auf das Glänzendste bewerkstelligt. Dieser machte sich mit drei Führern auf den Weg, nachdem sie mit vielfachen Gefahren und Hindernissen zu kämpfen hatten und dem unvermeidlichen Tode, von einer Lawine verschüttet zu werden, wie durch ein Wunder entgangen waren, gelang es ihnen nach einem anhaltenden Marsche von 16 Stunden, die höchste Spitze zu erreichen. Zum Zeichen ihres Gelingens pflanzten sie hier eine Fahne auf und kehrten auf dem Rückmarsche über das Lo senhorn in Verlauf von 5 Stunden gesund und wohlbehalten wieder zurück.

Die königliche Gemälde-Galerie in Madrid ist mit den kostbarsten Kunstgegenständen der berühmtesten Maler ausgestattet, obgleich die Anzahl nicht bedeutend ist, so ist sie doch die werthvollste. Nur wenig Gemälde lassen eine Mittelmäßigkeit erkennen. Meisterwerke der spanischen und italienischen Schule füllen die Räume in den Sälen. Man findet hier 46 Gemälde von Murillo, 53 von Ribera, 14 von Zurbaran, 18 von Juanes und 62 von Velasquez. Italiener: 10 von Raphael, 55 von Giordano, 43 von Tizian und

27 von Tintoretto. Auch an Meisterwerken der französischen Schule fehlt es nicht, als da sind: 21 Gemälde von Poussin und 5 von Bernet. Aus der deutschen Schule sind 10 von Albrecht Dürer (spanisch Alberto Durero genannt) und 2 Gemälde von Lucas Cranach vorhanden. Die Zahl der Niederländer ist dagegen um so bedeutender, denn von den berühmtesten Meistern dieser Schule zählt man allein 62 von dem Malerfürsten Rubens und 52 von Teniers. Es ist gewiß das glänzendste Museum, welches einzig in seiner Art besteht.

Was soll man zu folgendem, in der Leipz. Zeitung befindlichen Heirathsgesuche sagen: „Ein Mann in gesezten Jahren, von nicht unbedeutendem Vermögen, sucht auf diesem jetzt so beliebten Wege eine Frau. Da es ihm bei seinem Unternehmen nicht sowohl auf das eheliche Zusammenleben mit einer Frau ankommt, als vielmehr auf die gewisse Erlangung eines erbfähigen Nachkommen, so bietet er einem Mädchen von Stande, welches ihm diese gewisse Hoffnung, jedoch vor deren wirklichen Erfüllung, bereits verbürgen kann, und welches um ebenderselben Hoffnung willen den Namen einer Ehefrau für sich wünschenswerth finden muß, seine Hand, und ihrem Nachkommen eine Freistatt und Erziehung in seinem Hause, und in Zukunft sein sämmtliches Vermögen. Unter der Versicherung der strengsten Verschwiegenheit, werden hierauf Reflectirende ersucht, ihre Adressen H. K. franco poste restante Dresden niederzulegen.“ Heißt das nicht, das eigne Selbst an den Schandpfahl stecken?

Die irdischen Ueberreste des berühmten Bildhauers Canova, dessen Bildwerke die Kunstwelt bereichert haben, werden gleich Reliquien an mehreren Orten Italiens aufbewahrt. Sein Körper ruht in der Kirche zu Possagno, sein Herz in Venedig und seine rechte Hand wird im Versammlungsssaale der Academia delle belle arti in einer kostbaren Vase aufbewahrt, so wie auch der Meißel, den er kurz vor seinem Tode gebrauchte.

Die Reiterstatue des Herzogs von Orleans ist vor Kurzem aus dem Atelier des Erzgießers Coyet zu Paris an den Ort ihrer Bestimmung, im Louvre, wo sie aufgestellt werden soll, mittelst eigends dazu gefertigten Apparats, von zwei Pferden dahin transportirt worden. Ihr Gewicht beträgt 200 Centner.

Bergbau in Frankreich. Gegenwärtig werden in Frankreich 446 Gruben und Werke bearbeitet, als: 261 auf Kohlen, 143 auf Eisen, 14 auf Silber, Kupfer, Blei, Antimonium, Mangan, 16 auf bituminöse Minerale, Alaun, und 12 auf Salz. Dabei sind

beschäftigt 33,880 Arbeiter. Der Gewinn von edlen Metallen ist demnach sehr unbedeutend.

Bei der Auskrahnung der Statue Beethoven's aus dem Schiffe, welche zu Bonn unter vielen Festlichkeiten stattfand, wollten zwei Engländer ihre Verehrung für den großen Meister dadurch an den Tag legen, daß sie bei der Arbeit selbst mit bethätigt waren. Jeder von ihnen zahlte eine Guinee für die Erlaubniß, in den Rädern des Rheinkrahnes beim Heraufwinden der Statue mitzutreten zu dürfen.

Ein bedeutendes Unglück hat sich kürzlich auf dem schwarzen Meere, 50 Meilen von der Einfahrt des Bosphorus, ereignet. Zwei türkische Dampfboote, „Medschrai Lidscharet“ und „Isküdar“, welche die Linie zwischen Konstantinopel und Trapezunt befahren, stießen des Nachts durch Unvorsichtigkeit so gewaltig gegen einander, daß das erstere von dem letztern fast ganz durchschnitten wurde. Der größte Theil der Mannschaft und der Passagiere fanden in den Wellen ihren Tod. Man rechnet ihre Zahl auf 130, auch soll der Verlust an Waaren und Gütern nicht unbedeutend sein.

Der englische hohe Klerus ist gewiß der einzige, in Bezug seiner reichen Einkünfte, in der Welt. Welche Summen werden von diesen geistlichen Herren jährlich verschlungen, während Hunderte und Tausende vor Hunger umkommen! — Der Erzbischof von Canterbury bezieht eine jährliche Einnahme von 27,705 Pf. Sterl. brutto und 20,969 Pf. St. netto; der von York 19,064 Pf. St. netto, der von London 12,481 Pf. St. und der von Salisbury 12,142 Pf. St. netto. Welcher Unterschied zwischen einem armen Vikar und einem Prälaten! —

Die Zahl der Kinder, welche in Frankreich in den dortigen Fabriken beschäftigt werden, beträgt gegen 70,000. Einem Gesetze zufolge, welches im Jahre 1841 erschien, dürfen aber nur Kinder vom achten Jahre an dazu verwendet werden. Kinder von 8 — 12 Jahren arbeiten täglich 8 Stunden, jedoch mit Zwischenräumen zur Erholung, dagegen die von 12 — 16 Jahren 12 Stunden. Das nächtliche Arbeiten ist auf das Strengste untersagt. Auch werden die Kinder von den Fabrikherren zum Schulbesuch angehalten — leider ist aber Frankreich im Schulwesen so schlecht bestellt, daß viele Gemeinden gar keinen Begriff von einer Schule haben.

Aus London wird berichtet, daß im Fürstenthume Wales eine neue religiöse Secte viel Aufsehen erregt. An ihrer Spitze, als der Stifter derselben, steht ein früherer anglicanischer Geistlicher, Namens Prince; er

verkündigt die zweite Wiederkunft des Heilandes, welche in kurzer Zeit erfolgen werde. Die Zahl seiner Anhänger soll nicht unbedeutend sein. Prince hat drei Begleiter, ebenfalls frühere Geistliche, welche wegen ihrer Glaubensansichten ihres Amtes entsetzt worden waren.

In einem Gasthose zu Pesth findet man unter dem täglichen Speisezetteln (Charte) folgenden merkwürdigen Ausspruch: „Fortan muß die Charte eine Wahrheit sein!“ Gegenüber stehen die Worte: „Herausgeber und verantwortlicher Redacteur der Koch des Hotels, Florian.“ — Dieses ist doch ein Colleague, der Geschmack hat.

In Nantes haben sich kürzlich mehrere Handwerker von verschiedenen Innungen auf öffentlicher Straße im grimmigsten Zorne darüber geschlagen, welche Gewerke wohl den meisten Antheil an dem Baue des Tempels Salomonis besäßen. Militär und Polizei machten dieser historischen Untersuchung ein schnelles Ende. Von den Verhafteten wurden die Anstifter des Streites zu vier Monaten, die übrigen aber zu kürzerer Gefängnißstrafe verurtheilt.

Dem alten Schmied Gret na Gren droht ein heftiger Schlag, nämlich das Amt eines Chevollstreckers aufgeben zu müssen. Lord Brougham hat im Parla- mente den Antrag gestellt, daß alle dort geschlossenen Ehen vom 1. Januar 1846 durchaus für ungültig erachtet werden sollen, wenn sich die jungen Liebenden nicht mindestens drei Wochen vor dem Tage ihrer Verbindung daselbst aufgehalten haben.

Kraftdefinitionen eines modernen Philosophen. Rokettiren heißt: durch ein komediel fingirtes Retirirungssystem den effectuel dominirenden Avancirungsappetit piffologisch maskirend, die summarische Gesamtheit des sexualcontraponirten Nicht-Ich an das erotisch inspicirte Ich zu alliciren und die Fesseln dieser unfreien Ergebung mit Glanz und Würde zu tragen. — Kagenjammer (lamentation des chats) heißt: der durch superlative Absorbirung abundirender Fluidumsquantitäten procreirte abnormal provisoische Uebergangszustand eines durch generelle Corporalmiserabilitätsschwäche afficirten Individuums, während dessen die nach Normalbehaglichkeit aspirirende Naturalconstitutionsfähigkeit sich von der Stomachal- cerebralpotentialität zu deliberiren sucht.

Der eigentliche Erfinder des Dampfschiffes ist nicht Foulton, wie man gewöhnlich behaupten will, sondern ein armer Uhrmacher, Namens John Fitch, in Philadelphia. Ihn erfaßte im Jahre 1784

die Idee, ein Schiff vermittelst des Dampfes zu treiben. Armuth und andere Hindernisse traten ihm in den Weg, seinen Plan in Ausführung zu bringen. Der Congreß und die spanische Regierung, die er in dieser Angelegenheit um eine Unterstützung zu seinem Werke gebeten hatte, blieben taub bei seinen Vorstellungen. Endlich bildete sich eine Gesellschaft, die das Geld zu seinem Unternehmen vorschob. Er baute sofort ein Dampfboot. 1788 wurde dasselbe auf dem Delaware, unter Zulauf einer ungeheuren Menge Zuschauer, welche gekommen waren, den Narren und Betrüger tüchtig auszulachen, von Stapel gelassen. Allerdings hatte das neuerfundene Dampfboot nicht die Vollkommenheiten wie unsere jetzigen; denn statt der Räder hatte Fitch Ruder angebracht; aber dennoch gelang es ihm, den Beifall der versammelten Menge zu erringen. Das Dampfboot fuhr stattlich nach dem, 20 engl. Meilen entfernten Burlington, wo aber unglücklicher Weise der Kessel sprang. Fitch ließ sich jedoch dadurch nicht entmuthigen; er suchte den Schaden wieder herzustellen. Aber das Unglück verfolgte ihn stets bei seinen Unternehmungen, so daß er, nachdem er sich in eine ungeheure Schuldenlast gestürzt hatte, seine Erfindung aufgeben mußte. Er schrieb drei Bände, welche er versiegelt der Bibliothek zu Philadelphia mit dem Bemerkten übergab, sie nicht eher als dreißig Jahre nach seinem Tode zu öffnen. Fitch starb am Ohio und wurde auch daselbst begraben. Nach Verlauf der festbestimmten Zeit wurden seine Schriften geöffnet, und man fand seine mechanischen Untersuchungen darin. Er entschuldigt sich mit Geldmangel und fügt die prophetischen Worte hinzu: „Es wird eine Zeit kommen, daß irgend ein vermögender Mann Ruhm und Reichthum durch meine Erfindung gewinnen wird; aber Niemand mag es glauben, daß der arme John Fitch etwas zu thun vermöge, das die Aufmerksamkeit verdient.“ Daß er vollkommen Recht gehabt, zeigt uns die Gegenwart; denn mehr als sechshundert Dampfboote beleben den Mississippi.

Im „Bonner Wochenblatt“ hat kürzlich ein dortiger Einwohner die Ankündigung ergehen lassen, daß er Beethoven's Bücher- oder Musikalienschrant nebst Arbeitstisch, für deren Echtheit er sich verbürgen und die sichersten Beweise dafür darbringen könne, in des berühmten Componisten Geburtshause, Nr. 934 in der Rheingasse zur beliebigen Ansicht ausgestellt habe. — Selbst die Industrie benutzte die Gelegenheit, Beethoven's Andenken im Publikum zu erhalten; man bietet Cigarren aus unter dem Namen: „Véritables Beethoven-Cigarres“, von feinem Geruch, bei Joseph Weiß, Rheingasse Nr. 912, vis-à-vis L. v. Beethoven's Geburtshause. NB. Gratiszugabe: „Etui mit der lithographirten Abbildung genannten Hauses.“ — Aus Dresden können wir Cigarren-Etuis mit Ronge's Bild dazu liefern. — Ferner verkauft man in Bonn

Beethoven-Buchstein; derselbe ist gestreift, mit kleinen Pünktchen, gleich den Noten, dazwischen.

Die Anzahl der Wagen in Paris beläuft sich gegenwärtig auf 70,000, wozu 400 Omnibus gehören. Nach einer überschläglichen Berechnung soll diese ungeheure Anzahl Wagen täglich einen Weg von 32,000 Kilometern oder 8000 Lieues zurücklegen.

25.

H. König über die Liebe. Die Liebe des Mädchens ist eine wesentlich andere, als die des Mannes. Im weiblichen Herzen soll die Liebe sich in ursprünglicher Reinheit bewahren, voll Sehnsucht, Trachtens und Heimwehs nach ihrer ewigen Abkunft. Das weibliche Herz ist ein Kelch, den die Sinnlichkeit nicht vergiften darf; daher ist Keuschheit die Ehre der Frau. Des Mannes Liebe kann sich aber nicht in ihrer Ursprünglichkeit erhalten; denn sie ist zum Schaffen berufen, sie ist eine lebendichtende Liebe; sie muß sich mit den irdischen Elementen mischen und Lebenswandlungen ansuchen. Da täuscht sie sich denn oft genug und bringt auch Mißgeburten oder eigentlich Mißerzeugnisse hervor. Aber in den Mißgriffen des schöpferischen Dranges liegt des Mannes Unehre nicht. Er, der Liebe suchen muß, kann oft nicht vorüber, ohne auch zu versuchen, und, wenn er auf Liebe ausgeht, sich auch zu verirren. Dem Pilger, dem fahrenden Ritter, nimmt man seine Abenteuer nicht übel; wenn er sie nur besteht, und das Ziel seiner Fahrt nicht verfehlt.

Wen's sticht! Wie früher einmal „Demagog“ oder „Junges Deutschland“ das Stichwort des Tages war, so jetzt das Wort „Communismus“. Namentlich wollen „gewisse“ Regierungen diesen „Hans in allen Gassen“ umherlaufen sehen. Jede mitleidige Regung für die Leiden der Brüder, jede Association, die sich nicht direct mit einigen Graden mehr oder weniger Jesuitismus amalgamirt, jede ergebene Bitte um zweckmäßige Neuerung, jede Klage gegen Veraltetes, gegen der Gegenwart Abgestandenes — jegliches Wort gegen irgend eine Gattung der Privat- oder Gesamtwillkühr heißt darum bei ihnen jetzt „Communismus.“

Ein recht zweckmäßiges Schulbuch unter dem Titel: „Handbuch für Schüler der Volksschulen zum Gebrauche bei dem Unterrichte in den gemeinnützigen Kenntnissen von A. Berthelt (Direct. an der 1. Bezirkschule), F. G. Fäkel (1. Lehrer an der 4. Bürgerschule) und K. G. Petermann (Director an der

evang. Freischule) sämtlich in Dresden — wird zu bevorstehender Michaelismesse in dem Verlage der Arnoldischen Buchh. in Dresden u. Leipzig erscheinen. Dasselbe soll keineswegs ein Lesebuch sein oder ein Lehrbuch abgeben, sondern es soll — bei möglichster Vollständigkeit in kurzen Notizen abgefaßt — das zeitraubende Dictiren oder Anschreiben an die Wandtafel bei oder nach dem Unterrichte beseitigen, das Heftwesen vereinfachen, den kostspieligen Ankauf einzelner Leitfaden überflüssig machen und die Wiederholung während und nach der Schulzeit den Lernenden erleichtern. Die Verfasser dieses Werkchens, dessen Preis von der Verlags-handlung sehr billig gestellt worden ist, sind als drei sehr tüchtige Pädagogen Dresdens bekannt.

19.

Einige Worterklärungen. Blick: der erste Liebesbrief. — Glück: ein flüchtiges Phantasiewesen, dem Alle nachlaufen und das Keiner fängt. — Feines Gefühl: eine Himmelsgabe zu Vermehrung der Freuden und Vermeidung der Leiden des Lebens. — Weisheit: ein Schild gegen die Gefahren der eigenen Wünsche. — Gesellschaft: ein Zustand von Sklaverei, in welcher Niemand sich selbst leben darf. — Geistesabwesenheit: die Schwester des Todes. — Liebe: ein Egoismus von Zweien. — Soldatenruhm: Rauch aus Schutt. — Gleichgültigkeit: Gefühllosigkeit. — Musik: eine Universalssprache, deren Wohlklang die Erinnerungen des Herzens erzählt. — Ehre: das Erbgut der Seele. — Gesichtsschönheit ohne Ausdruck: eine schöne Blume ohne Geruch.

Warum nicht? Ein Bettler, der schon mehrere Mittel versucht, sein Einkommen zu vermehren, faßte den Entschluß, sich taub zu stellen, und führte ihn aus. Jemand, der den Bettler lange von Angesicht kannte, trat im Vorübergehen plötzlich auf ihn zu und fragte: „Seit wie lange seid Ihr taub?“ — „Seit meiner Geburt“, antwortete der Bettler. — Die Ursache dieser einfältigen Antwort liegt darin, weil überraschende Ereignisse den menschlichen Geist dergestalt rütteln, daß die Wahrheit wider Willen herausfährt. Das: „seit meiner Geburt“ war eine handgreifliche Lüge, und eine handgreifliche Lüge ist mathematisch gleich einer Wahrheit. Gesezt also, ein Fürst, um sich populair zu machen, faßt den Entschluß, sich liberal zu stellen, und führt ihn aus. Warum fragt ihn nicht Jemand unversehens: „Seit wie lange sind Sie liberal?“ Die Wahrheit purzelte ohne Zweifel heraus, und das wäre ein erklecklicher Gewinn für sein Volk und für die Geschichte.

4.

Druck von Carl Kammig
in Dresden.

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.